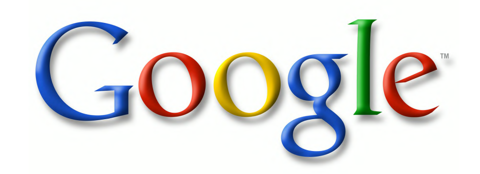
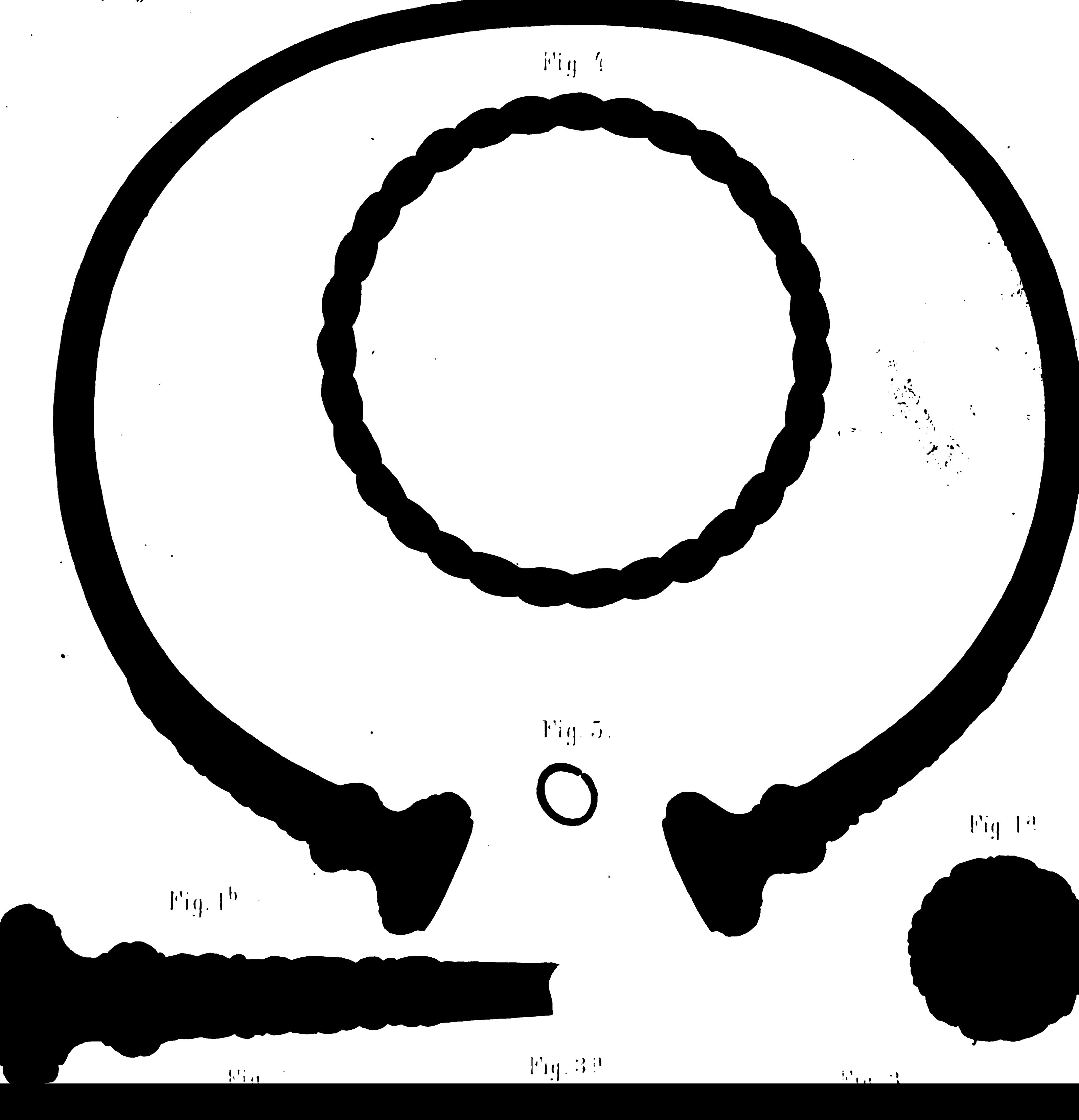
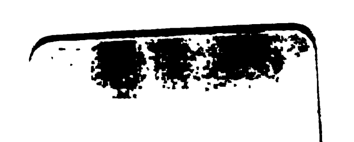




Das Bad der roemischen Villa bei Allenz

Ernst Aus'm Weerth



DAS

BAD DER ROEMISCHEN VILLA BEI ALLENZ.

ERLAEUTERT

VON

Ernst

PROFESSOR E. AUS'M WEERTH.

Fest-Programm

zu

Winckelmanns Geburtstage

am 9. December 1861.

Herausgegeben

vom

Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Hierzu eine Tafel.

Bonn 1861

bei A. Marcus.

Gedruckt auf Kosten des Vereins.

I.

Es ist die durchgängige Sitte unseres Vereins, den Gegenstand der jährlichen Festschrift zum Geburtstage Winckelmanns einem bisher nicht veröffentlichten antiquarischen Funde der Rheinlande zu entnehmen. Lediglich schon aus diesem Grunde ging das eifrigste Bemühen des Vereinsvorstandes dahin, den prachtvollen Mosaikfussboden der römischen Moselvilla zu Nennig [1]), dessen Ausgrabung und mit unvergleichlicher Hingabe geschehene Abzeichnung unserem hochverehrten Vereinsgenossen, dem Domcapitular Herrn von Wilmowsky zu Trier, zum grössten Verdienste gereicht, den Manen Winckelmanns als würdigste Festgabe heute darzubringen. Wenn es nicht ermöglicht werden konnte, diesen Wunsch jetzt schon zu erfüllen, so wird der Vereinsvorstand seine Bemühungen nur um so eifriger fortsetzen, um die Herausgabe des bedeutenden Kunstwerkes baldigst zu erlangen.

Unter den mehrfachen kleineren rheinischen Funden der letzten Jahre, die bisher keine Veröffentlichung erfahren haben, boten die Reste einer römischen Villa und unter diesen wiederum diejenigen eines verhältnissmässig wohlerhaltenen Bades das meiste Interesse dar. Vor fast zwei Jahren verbreitete sich die Kunde, dass Bauersleute in der Feldmark des ungefähr eine Stunde von dem Städtchen Mayen entfernt gelegenen Dorfes Allenz Steine aus Mauerresten gewännen, die ihrer

---

1) Vorläufige Mittheilungen über den Mosaikboden zu Nennig von Herrn Domcapitular von Wilmowsky selbst befinden sich in den Jahresberichten der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier 1855. p. 59. Vergl. ferner die Revue archéologique 12. année. deuxième Livr. Paris 1855; Gerhards archäol. Zeitung 1854, Anzeiger daselbst p. 454; Jahrb. des Alterthumsvereins XX. p. 180. XXIII. p. 181. XXX. p. 287.

Form und ihres Schmuckes halber zu einem alterthümlichen Gebäude gehören müssten. Der damals in Mayen, jetzt in Bonn wohnhafte Berg-Geschworene Herr Hauchecorn wandte auf diese Kunde hin den Trümmern seine Aufmerksamkeit zu. Herr Hauchecorn fand noch mehrere Fuss über die Bodenfläche ragend verschiedene Gemächer eines römischen Gebäudes, die sich, nachdem derselbe im Auftrage der Königlichen Regierung zu Coblenz dessen Inneres sachkundig hatte ausräumen lassen, als die verschiedenen Abtheilungen eines römischen Bades zu erkennen gaben. Es sind die Räume I, II, III, IV und V unserer Tafel. Leider waren von dem als Steinbruch [2]) misshandelten Gebäude gerade jene oberen Mauertheile, welche noch ihre architektonisch verzierten Gesimse an der ursprünglichen Stelle gezeigt haben sollen, bereits abgebrochen, aber die vorgefundenen Stücke liessen keinen Zweifel über ihre ehemalige Stelle am Gebäude; die Fussböden, vielfache Wandbekleidungen in den frischesten Farben, die Vorrichtungen zum Heizen der warmen Baderäume zeigten sich wohlerhalten. Im Spätherbste des vorigen Jahres beeilten wir uns in Begleitung des Herrn Hauchecorn das Gefundene zu sehen [3]). Der einströmende Regen hatte die Suspensurae und die sie tragenden Pfeilerchen der heizbaren Räume schon zerstört, übermüthige Rohheit die Wandbekleidungen beschädigt. Wenngleich auch die Umfassungsmauern der bezeichneten fünf Räume noch nicht blossgelegt, nicht einmal in ihrer Dicke festgestellt waren und man also von ihren allenfallsigen Fortsetzungen und deren Richtung nichts sagen konnte, als dass hinter V wahrscheinlich noch ein ummauerter Raum sich finden werde, so musste doch dem Funde eines römischen Einzelbades zur nothwendigen Voraussetzung eine römische Villa dienen, deren Bewohner das gefundene Bad einst benutzten. Lag es ausser der Möglichkeit, die durch Witterung und Rohheit beschädigte Ruine zu erhalten, so erschien es um so wün-

---

2) Man kann sich nicht darüber verwundern, wie wenig Reste römischer Gebäude unserer Zeit aufbewahrt sind, wenn man ersieht, mit welcher Hartnäckigkeit dieselben zu allen Zeiten als Steinbrüche ausgebeutet worden sind. Im sechszehnten Jahrhundert klagt Pighius schon in seinem Hercules Prodicius, dass am Niederrhein die Geldgier die Tuffsteine der römischen Gebäude aufsuche. Im Jahre 1627 erliess das Capitel zu Xanten eine Verordnung, wonach kein Geistlicher bei seinen Häusern Tuffsteine graben durfte. Im Jahre 1716 wurden dennoch auf einem Grundstücke daselbst 5000 Tonnen Tuff gewonnen. Spenrath und Mooren, Alterthüm. Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihre Umgebung 1837. 1. p. 108. III. p. 51.

3) Vergleiche meine vorläufige Notiz des Fundes in Heft XXX. p. 280 dieser Jahrbücher.

schenswerther, die zum Bade noch fehlenden Theile wie auch das Hauptgebäude, welches mit Sicherheit gefunden werden musste, sobald man systematisch suchte, eher aufzugraben, als bis durch eine wiederholte Ueberwinterung die blossgelegten Räume vollständig zerfallen wären, damit der Zusammenhang des Ganzen erkennbar bliebe. Aus diesem Grunde waren wir bereit die Ausgrabung zu leiten, nachdem uns die Königliche Regierung zu Coblenz die nothwendigen Geldmittel hierzu bewilligt hatte. Leider gelangte diese Bewilligung erst Anfangs November dieses Jahres in unsere Hände und die dann vom dritten bis fünfzehnten und vom ein und zwanzigsten bis fünf und zwanzigsten November mit aller Energie aufgenommene Ausgrabung musste wegen eintretender Nässe schon bald eingestellt und bis zum Frühjahre vertagt werden. Die sich an die Nordseite des Bades anlehnende umfangreiche Villa, welche wir nach ihrer erfolgten vollständigen Ausgrabung einer besonderen Betrachtung zu unterziehen gedenken, ist durch diese kurze Ausgrabung freilich nur theilweise aufgedeckt, das Bad selbst jedoch nun in der Vollständigkeit zu Tage getreten, wie wir es im Folgenden kennen lernen.

II.

Wenn Ausonius von den Ufern der Mosel und ihrer Nebenflüsse ausruft:

„Quis potis innumeros cultusque habitusque retexens
Pandere tectonicas per singula praedia formas [4]?"

so war man bisher versucht, diese Worte und besonders die darauf folgenden, in denen die Villen und Bäder der Mosel den Werken des Daedalus, Philo und Ictinus zur Seite gestellt werden, ganz und gar der Phantasie des Dichters zu Gute zu halten und darin weniger eine der Wirklichkeit einst entsprechende historische Andeutung zu sehen; denn ausserhalb Triers hatten kaum Funde von grösserer Bedeutung diesem Ausruf entsprochen. Die Auffindungen römischer Villen zu Nennig, Wiltigen, Wasserliesch [5]) und endlich zu Allenz in kurzen Zwischenräumen erhöhen jedoch den historischen Werth der Worte des Sängers, wie auch unsere Villa von vorn herein bei einer streitigen Stelle der Dichtung

4) Ausonii Mosella ed. Ed. Böcking Jahrbücher Heft VII. Vers 298.
5) Jahresberichte der Gesellschaft für nützl. Forsch. in Trier 1856.

den Ausschlag geben dürfte. Ausonius, die verschiedenen Nebenflüsse der Mosel verherrlichend, gelangt endlich zur Alisontia und sagt von ihr:

„Nec minor hoc tacitum qui per sola pinguia labens
Stringit frugiferas felix Alisontia ripas [6]."

Die Gelehrten Valois, Wiltheim und Tross sind der Meinung gewesen, die Alisontia sei ein in die Saar fliessender, Alsitz, Elz, Alisontia genannter Bach. Eduard Böcking hingegen hat mit Vinet, Freher, Brower und Hontheim richtig entschieden [7], es sei hier die durch das Mayenfeld bei Moselkern in die Mosel fliessende Elz gemeint, welche noch im zehnten Jahrhundert unter dem Namen Alisontia vorkomme [8]. Unsere Villa schaut in das Thal dieser Elz hinab und beweist dadurch den Anbau der Römer an ihren Ufern.

Wir befinden uns auf den Hügeln zwischen den Flüsschen Nette und Elz, über die Wasserscheide der ersteren hinaus, dem Thale der letzteren zu, abwärts eines flach dossirten Abhanges, der eben hoch genug ist, um den Blick zurück auf die den Laacher See umschliessenden Berge, den Hochsimmer und seine Genossen, zu versperren. Der Abhang zieht sich, die Aussicht abschneidend, nach links herum und begrenzt eine vor uns liegende wasserreiche Wiesen-Niederung. Nur nach rechts kann der Blick weiter schweifen, hinab in das quer vor uns liegende Thal der Alisontia und hinaus zu dem hohen bewaldeten Berge, der ihr jenseitiges Ufer bildet. Die Lage der Villa ist durch die sie rings umwallenden Hügel sehr geschützt und dem an mildere Lüfte gewohnten Römer der rauhe Norden möglichst erträglich gemacht. Dieser klimatische Vorzug überwiegt die landschaftliche Schönheit der Lage; denn denken wir uns ausser jenem Bergzuge des jenseitigen Elzufers auch die umgebenden Abhänge bewaldet, so befinden wir uns in der tiefsten Waldeinsamkeit: Grund genug anzunehmen, unsere Villa habe nur zum Sommer- oder Jagd-Aufenthalte dienen können. Ob in

---

6) Ausonii Mosella etc. Heft VII. Vers 370.

7) Anmerk. zu V. 370—71 der Mosella.

8) Chronic. Gottwic. prodr. cap. IV. p. 750: Versus meridiem pro limite erat fluvius Mosella usque trans fluvium Alisontiam vel Elzam, versus fluvium Leguram, qui nonnumquam etiam Ligeria (Lieser) appellatur etc., wo statt Leguram richtiger Lesuram zu lesen ist, wie im folgenden Liseris. Vom neunten bis zwölften Jahrhundert wechseln die Namen Alsunza, Alsontia, Alisinza. Vergl. Böcking Anmerk. zu V. 370—371 der Mosella, und Hontheim hist. Trevir. I. 235 u. 261, wie auch Günther cod. Rhen. Mosell. I. 161. 162.



dem Namen Weinig, den die betreffende Flur seit alter Zeit trägt, eine Erinnerung an ehemaligen Weinbau erhalten sei, lässt sich kaum entscheiden [9]).

Die Waldeinsamkeit der Lage machte es unumgänglich nothwendig, in der Nähe dieser sommerlichen Behausung eines vornehmen Römers eine Heerstrasse aufzusuchen, auf welche man sicher und bequem zur Villa gelangte, die nothwendigen Hülfsmittel des Lebens bezog und allenfalls Schutz anrufen konnte. Wir finden diese Heerstrasse jenseits der Elz auf der Höhe ihres Bergufers. Sie kommt von Trier über Föhren, Esch, Olkenbach, Hontheim und Driesch, erscheint dann auf der Höhe des rechten Thalrandes, des sogenannten Marterthales, geht nördlicher als die Landstrasse über dieses Thal an Kaisersesch vorüber und gelangt so unserer Villa gegenüber auf der Waldhöhe Lehnholz nach Mayen und wahrscheinlich von da nach Andernach [10]). Wie uns ortskundige Landleute versichert haben, besitzt diese Strasse an einzelnen bewaldeten Stellen noch wohlerhaltene steinerne Fuhrgeleise. Sie befindet sich weder in dem Itinerar des Antoninus, noch auf der Peutingerschen Tafel verzeichnet; um so weniger erhalten wir dort Auskunft über eine etwaige Seitenstrasse, die von dieser Hauptstrsse zu unserer immerhin noch eine halbe Stunde entfernten Villa einst geführt haben muss. Da überhaupt schon Spuren mehrfacher Seitenstrassen aufgefunden sind, welche von dieser Hauptstrasse zur Mosel gingen, so verdient es eine nähere Untersuchung, ob nicht auch ein unter dem Namen „welsche Strasse“ erhaltenes Wegestück wenige Minuten hinter der Villa von der Hauptlinie zur Mosel etwa nach Münstermayfeld führte, das sich römischen Ursprunges rühmt, ohne bisher darauf untersucht zu sein [11]). Belangreiche Funde umfangreicherer römischer Niederlassungen im nächsten Gebiete der Allenzer Villa seitwärts der grossen Heerstrasse sind unseres Wissens nur auf der Hochebene bei dem wenige Stunden entfernten Nachtsheim [12]) zu Tage getreten.

---

9) Den Betrieb des Weinbaues an der Mosel bezeugen Ansonius v. 21 und 25, wie auch Venantius Fortunatus v. 86. Vergl. Düntzer: Weinbau p. 9 im II. Heft der Jahrbücher.

10) Steininger, Geschichte der Trevirer p. 177 und F. W. Schmidt, die Römerstrassen im Rheinlande im XXXI. Hefte der Jahrbücher p. 62.

11) Vergl. Ledebur: der Maiengau 1842. p. 1.

12) Vergleiche den Fundbericht im XXI. Hefte unserer Jahrbücher p. 183.

III.

Ob die Villa am linken Thalabhange der Alisontia eine vereinzelte Niederlassung war, ob sich ihr nicht weitere Gebäude anschliessen, was sich aus den in ziemlicher Entfernung noch auf den Feldern von uns gefundenen römischen Ziegelstücken, aus der Vermuthung im Namen des Dorfes Allenz klinge ein einstiges Alisontium nach, als Möglichkeit hinstellt, können erst die Nachgrabungen des Frühjahres erweisen, und obgleich die geschehene Aufgrabung schon nach drei Seiten die abschliessenden Umfassungsmauern in einer Ausdehnung von 90′ und 60′ zu erkennen geben, Hof und Eingänge blossgelegt sind, so beschränken wir uns dennoch der mangelnden Vollständigkeit halber vorzüglich auf das Bad selbst und begnügen uns für die übrigen Räume mit kurzen Hinweisungen zu dem beigegebenen Plane.

Das Bad bildet die südöstliche ganze Fronte der Bauanlage, was sich aus der Wahrnehmung beweist, dass die mit a b bezeichneten seitlichen äusseren Umfassungsmauern der Räume VII u. VIII einerseits aller Mauerfortsetzungen nach Aussen entbehren und im gewachsenen Boden stehen, andererseits die Vordermauer a–a einen groben rothgefärbten Bewurf zeigt der offenbar zur äussern Bekleidung des ganzen Gebäudes angewandt wurde, wie wir im Weiteren ersehen werden. Dieser 62 Fuss in der äusseren Länge betragende, das Bad umfassende Theil des Gebäudes bildete offenbar im Hinblicke auf die ein Drittel mehr betragende Ausdehnung nach der entgegengesetzten Richtung die Schmalseite desselben; er liegt ganz am Fusse des Abhanges, der Niederung am meisten zu, so dass die Fussbodenhöhe der sich nordwestlich anschliessenden Villa ungefähr in die Bedachungsfläche der Baderäume fällt. Daraus ergiebt sich sowohl, dass man nur durch herabsteigende Treppen aus dem Wohngebäude zum Bade gelangen konnte, wie auch, dass die Wasserleitung zur Speisung des Bades von oben herunter kommen musste. Diese abschüssige Lage, vorab wohl meist bedingt durch das nothwendige Gefälle der herbeigeführten Quellen, entspricht der Lage der Bäder von Badenweiler und Wiltingen [13]), dem Bade des Hippias [14]), wie auch in sofern der

---

13) Vergl. die neueste Ausgabe der berühmten Bäder von Badenweiler von H. Leibnitz. Leipzig bei T. O. Weigel.

14) Lucian: Hippias oder das Bad. Vergl. über die Anlage dieses antiken Bades F. Weinbrenner's Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude. Karlsruhe 1822. 1. Heft. Fol.

Vorschrift Vitruv's [15]) als er einen warmen, dem Norden und Nordosten abgelegenen Ort empfiehlt, damit die meist von Mittag bis Abend benutzten Badezimmer ihr Licht von Südwesten, weniger von Süden erhalten.

Treten wir in die an der südwestlichen Schmalseite des Badeॱs bei 1 ersichtliche 3′ breite Eingangsthüre [auf die 8″ hohe 18″ breite Steinschwelle, so überschauen wir sieben kleine Räume in einer Flucht, die alle bestimmt waren um jedesmal nur von einer Person benutzt zu werden, was sowohl aus dem Vorhandensein nur eines Zuganges, wie aus der kleinen Ausdehnung der einzelnen Gemächer hervorgeht. Ueberschreiten wir die Schwelle, so befinden wir uns in einem 17′ 9″ langen und 4′ 3″ breiten Gemache (I). Der mit Backsteinstückchen versetzte Estrich-Fussboden (opus signinum) geht über die in unserer Zeichnung in diesem Raume angegebenen Canäle (2–2 u. 3–3) hinweg. An der Hinterwand sehen wir eine deren ganze Breite einnehmende gemauerte Sitzbank (4) von 18″ Höhe und 15½″ Breite, wie sie fast in allen Apodyterien der Bäder vorkommen [16]). Das Vorhandensein dieser Sitzbank, wie die Lage des Gemaches zunächst der Eingangsthüre und vor den eigentlichen Badegemächern, in welche wir nun gelangen, lässt es nicht zweifelhaft, dass wir uns auch hier in dem zum Entkleiden und Ankleiden dienenden Gemache in dem Apodyterium des Bades befinden. Die Ausschmückung besteht aus einem abgeschliffenen Bewurf gelblich-weisser Farbe. In einer Höhe von 20″ vom Boden läuft zur Absetzung des Sockels eine 2¼″ breite rothe Linie um die Wände, von welcher aus in den Ecken ebenfalls rothe Linien aufsteigen, denen in einzölliger Entfernung feinere violette entsprechen.

Aus dem Apodyterium gelangen wir über die einen Zoll erhöhte Schwelle der Thür (5), die 3½″ schmaler ist als die Eingangspforte, in das zweite Gemach (II), dessen Fussboden von opus signinum 6″ tiefer liegt als die Thürschwelle desselben Stoffes. Es ist unter den sämmtlichen Baderäumen das am meisten ausgezeichnete durch seine Form wie durch die Reste seines Schmuckes und gibt sich sofort als das kalte Bad (Frigidarium) zu erkennen. Die räumliche Ausdehnung beträgt bei einer Breite von 6′ 8″ in der Länge 17′ 6″, wovon aller-

15) Vitruv lib. V. C. 11. Lor.

16) So z. B. in den alten und neuen Bädern Pompejis. Overbeck Pompeji p. 163. Michaelis am angef. Orte p. 30 u. 38.

dings die Badewanne (6) eine Breite von 4′ 6″ und eine Länge von 6′ 8″ beansprucht. Zur Badewanne hinab, die 2′ 3″ tiefer liegt als der Fussboden des Gemaches, führen zwei Stufen, von denen die untere (7) durch ihre 1′ 8″ betragende Höhe als zum Niedersitzen[17]) gebräuchlich anzusehen ist. Die Bekleidung der Wanne besteht wie die Fussböden aus opus signinum. Dem Gemache zu scheint sich die Mauer der inneren Langseite der Wanne einzelnen Spuren von Erhöhungen nach (8) zu einer Brüstung erhoben zu haben, welche natürlich den beiden hinabführenden Stufen gegenüber geöffnet blieb. Auf dem Fussboden des Gemaches wie der Wanne lehnt sich rund herum an die Wände ein Viertelrundstab von starkem Mörtel 1¼″ dick, der in vortheilhafter Weise das Ansetzen schmutziger Niederschläge an diesen Stellen verhüten und eine sorgfältigere Reinigung derselben ermöglichen soll. Im Gemache selbst fesselt uns zumeist die Nische. Sowohl im Frigidarium der älteren Bäder zu Pompeji[18]), als der neueren, im Bade der Villa des Diomedes und in einem andern Bade daselbst[19]), ebenso in Badenweiler, im Bade zu Veleja, in den Thermen des Caracalla, in Fliessem, in dem Laurentinum und Tuscum des Plinius finden wir ähnliche Nischen angelegt und sie scheinen deshalb die Regel zu sein[20]). Da diese Nischen überhaupt in den verschiedenen Bädern ebensowol Statuen als Ruhesitze aufgenommen haben[21]), so lässt sich nicht entscheiden, welches hier der Fall war. Die Unversehrtheit des Fussbodens und des Sockels in der Ni-

---

17) Vielfach haben die Badewannen (solia) eine Vorrichtung zum Sitzen (eine ähnliche Bank zu Fliessem, Schmidt Taf. I. nr. 25), oft eine sella balnearis kunstvoller Arbeit. Rein im Gallus III, 79 neigt sich der Ansicht zu, die Solia, von denen Festus p. 298 M. sagt: „Alvei quoque lavandi gratia instituti, quo singuli descendunt, solia dicuntur," seien identisch mit der sella balnearis. Dagegen bemerkt schon Michaelis a. a. O., dass dieser Annahme die Ausdrücke alvei und descendunt entgegen stehen, und eine Menge von Stellen, so: Cels. I, 3 et 4; Vitruv. IX, 3; Liv. XLIV, 6; Plin. H. N. XXXII, 17; XI, 96; XXVI, 5; XIX, 8; Dio LV. p. 553 B; besonders auch der Umstand, dass Särge solia genannt werden, Plin. XXXV, 46; Suet Ner. c. 50; Flor. XIV, 10 setzen es ausser Zweifel, dass man unter Solia Badewannen zu verstehen hat, welche zum Gebrauche einzelner Badender eingerichtet und wohl oft (vergl. die Ausdrücke: solio insidere, in Liv. l. l. in solio desidere Cels. I, 3. 4) mit Vorrichtungen zum Sitzen versehen waren.

18) Overbeck: Pompeji p. 164.

19) Michaelis a. a. O. p. 21 u. 42. Donaldson, Pompeje II. Taf. zu p. 1. Winckelmann II. Taf. 22.

20) Vergl. Schmidt Taf. I. no. 25 u. 26. Plin. Ep. 5, 61 und 2, 17. Guhl u. Koner, Leben d. Griechen u. Römer II. p. 124.

21) Lucian: Hippias oder das Bad 5.

sche verbürgen jeglichen Falls, dass nur ein bewegliches Mobilar, sei es Ruhebank oder Statue, in derselben sich befand. Von ihrer einstigen reichen Ausschmückung fanden sich am Boden eine Menge Stuckverzierungen, denen sich mit Sicherheit ihre ehemalige Stelle anweisen lässt. Das schöne weisse Stuckgesimse mit Blattwerk (9) hat wahrscheinlich oben rund herum im Gemache den Wänden zum Abschlusse gegen die Decke gedient und ebenso die Halbkuppel der Nische umgeben. Das Fragment 10, in vielfachen Stücken gefunden, zeigt concav aufsteigende und oben in einen Punkt zusammenlaufende Perlstäbe, die durch unten breit und oben spitz zusammenlaufende runde Rinnen getrennt werden. Es kann nur der Halbkuppel der Nische in der Weise zur Verzierung gedient haben, wie dieses in dem von uns restaurirten und punktirten Theile des Längendurchschnittes (II. 9) angedeutet worden ist. Der farbige Wandschmuck besteht im ganzen Gemache aus einem 2′ hohen gelb und vorzugsweise roth marmorirten Sockel. Eine zöllige weisse Linie schliesst diesen Sockel ab. Auf demselben erhebt sich in der Mitte der Nische in fleischfarbener Marmornachbildung ein im Fusse 10¾″, im Schafte 5½″ betragender Pfeiler. Die durch diesen Pfeiler getheilte Wandfläche füllt auf jeder Seite ein Feld in der grünblauen Farbe des Serpentins. Beide Felder werden von einem zölligen weissen Bande umsäumt und die Zwischenräume zwischen dem Pfeiler und den beiden Serpentinfeldern wie dem Sockel und den Serpentinfeldern sind roth.

Nachdem wir die räumliche Anlage und die Ausschmückung dieses Badegemaches kennen gelernt haben, ist est erforderlich, sich nach dem Wasser umzusehen, welches dasselbe speiste. Wir schickten bereits die Bemerkung voran, dass der zuführende Canal des nothwendigen Gefälles wegen von oben herab kommen müsse, und so ist derselbe von uns dort auch (12-12) bis zu einer Länge von 50′ und mehr blossgelegt worden. Der Canal besteht aus einer Mauerung von Grauwacke, scheint durchgängig eine Sohle von Hohlziegeln besessen zu haben, war gedeckt mit Dachschiefer und hatte einen Durchlass von 6—8″ im Lichten und ergoss sich mit einem Gefälle von wenigstens 12′ auf einer Strecke von 50′ unter dem Boden eines Ganges in das vor dem Apodyterium belegene Reservoir (VIII). Schon aus der Anlage dieses Reservoirs lässt sich der Schluss ziehen, dass die Quelle nicht stets so viel Wasser auf einmal zuführte, um das Bad jeden Augenblick schnell füllen zu können, und man desshalb Wasser zu diesem Zwecke ansammeln musste. Die Bodenfläche des Reservoirs liegt 46″ tiefer als die Schwelle

der Eingangsthüre zum Apodyterium, und seine Umfassungsmauern sind in einer Höhe von 3′ erhalten; dennoch ragen sie nicht mehr über die Erde und nicht einmal bis zur Höhe der Canalmündung empor, wesshalb von dieser auch nichts mehr zu ersehen ist. Befindet sich der Einlauf in das Reservoir über 3′ hoch vom Boden desselben, so gewahren wir den Auslauf zur Badewanne dicht an der Bodenfläche (2–2) und somit fand derselbe unter dem Drucke des gesammten Wassers statt. Eine Bleiröhre von fast 3″ Durchmesser, gedeckt von Rundziegeln, ging durch den unter dem Fussboden des Apodyteriums befindlichen 14″ breiten gemauerten Canal (2–2) in die Badewanne. Wurde zum Baden längere Zeit kein Wasser verwendet und das Reservoir dadurch übervoll, so leitete ein breiter 9″ im Lichten betragender mit Dachschiefersteinen eingedeckter anderer Canal (13) aus demselben das überflüssige Wasser in die Wiesenniederung. Das Reservoir hat im Lichten eine grösseste Ausdehnung von 6′ 6″ und 5′ 6″ und ist durch mit Ziegelmehl gerötheten Mörtel sehr fest verputzt. Als etwas Besonderes sind noch die beiden nischenförmigen Ausbiegungen des Grundrisses anzusehen. Ihr Zweck ist nicht recht ersichtlich. Sollen es anfängliche Fundamentirungen nach oben fortgeführter Nischen sein, so bleibt dabei wohl in Betracht zu ziehen, dass die Mauerdicke an der Seite des Wassereinflusses kaum 1′ beträgt und, obgleich ganz in gewachsenem Boden stehend, fast für jeden höheren Aufbau zu dünn ist. Schliesslich haben wir noch den dritten Canal zu erwähnen, der das zum Bade gebrauchte Wasser aus der Badewanne abführte. Derselbe (3–3) geht von der Badewanne aus, parallel mit dem Einführungscanal unter dem Fussboden des Apodyteriums her, ist 20″ breit und wendet sich durch die Umfassungsmauer des Gebäudes der Wiesenniederung zu, lässt sich aber auswärts nicht weiter verfolgen und besitzt auch keine Rinne mehr. Der Ausfluss aus der Wanne muss etwas höher als der Boden derselben gelegen haben, weil er an der am Boden noch etwas erhaltenen Seitenwand nicht zu ersehen ist, ein Umstand, der es allerdings nothwendig macht, dass das allerletzte Wasser der Wanne durch Tücher aufgetrocknet wurde. Suspensurae besitzen weder das Apodyterium, noch das Frigidarium, noch die Wanne im Besonderen, ebenso wenig eine aufsteigende Wandheizung, und so konnte also eine Verflüchtigung des letzten Wassers in der Wanne nicht stattfinden. Die Einrichtungen des kalten Bades erhalten hierdurch ihren Abschluss und es bleiben uns nun diejenigen des warmen Bades noch zu betrachten übrig.

Die Räume des warmen Bades lehnen sich unmittelbar an das Frigidarium. Wir bemerkten schon, dass die Thüre aus dem Apodyterium in das Frigidarium fast 4″ schmäler als die Eingangsthüre in das erstere sei; die dritte Thüre nun, diejenige welche uns aus dem Frigidarium in das nebenan liegende Gemach führt, bleibt in dieser abnehmenden Progression, sie ist nur 24½″ breit, mithin 11½″ schmäler als die erste und 8″ schmäler als die zweite Thüre. Die Schwelle (14) aus opus signinum liegt in gleicher Höhe mit dem Frigidarium, aber 6″ höher als das Gemach, welches wir nun betreten (III). Kleiner als die beiden vorherigen, (es misst nur 10′ 1″ und 5′ 8″), und jeglicher Wärmeleitung entbehrend könnte es fast scheinen, als hätten wir übereilt dieses Gemach dem warmen Bade zugewiesen. Auch besitzt es weder eine Wanne noch eine Wasserleitung und dennoch ist es ersichtlich, dass der Verbrauch und das Verschütten von Wasser hier stattfand. Es befindet sich nämlich, ganz abgesehen von jenem auch hier der Fussboden von opus signinum gegen die Wand abschliessenden Viertelrundstab, dem wir als Schutz gegen feuchte Niederschläge im Frigidarium begegneten, ein kleiner Canal, der seinen Anfang in jener 6″ erhöhten Thürschwelle, über die wir eintraten, in gleicher Höhe mit dem Fussboden hat und unter dem Fussboden des Frigidariums, wie dies im Plane punktirt erscheint (15), hergehend in die Badewanne mündet. Dieser kleine, nur 2″ im Durchmesser messende Abfluss konnte keinen andren Zweck haben, als von dem Fussboden verschüttetes Wasser wegzuführen. Besondere Verunreinigungen erfuhr dieses Wasser gewiss nicht, sonst würde es weder in die Badewanne geleitet worden, noch der sehr kleine Canal, der sich dann durch fortwährende Niederschläge verstopfen musste, dazu tauglich geblieben sein. Kaum einem Zweifel kann es unterliegen, dass wir eines jener Tepidarien vor uns haben, die nicht nach dem Sinne des Wortes und der Vorschrift des Vitruv [22]) nur ein lauwarmes Wasserbad enthielten, sondern dazu dienten, vor dem warmen Bade und nach dem Schwitzbade die Unctio vorzunehmen, zu welchem Vorgange Celsus [23]) das Tepidarium ausdrücklich bezeichnet. Ein solches Tepidarium im erweiterten Sinne ohne Wanne, lediglich zum An- und Auskleiden für diejenigen, welche unmittelbar das warme Bad benutzen wollten und nach oder vor demselben kalte Uebergiessungen, Einölun-

---

22) Vitruv. ed. Lor. V. XI. 5.

23) Celsus 1, 4 in tepidario insudare, ibi ungui, tum transire in calidarium.

gen, Reibungen und Striegelungen beliebten, befindet sich auch in den alten Bädern Pompejis [24]). Nach der zuletzt genannten Thätigkeit wird nach einer Bauinschrift daselbst eines solcher Tepidarien in den neuen Bädern Pompejis Destrictarium genannt [25]); denn es ist wohl anzunehmen, dass das Gemach, in welchem man sich abreiben liess, dasselbe sei, wo man die unctio vornahm, und dieses nennt ja Celsus das Tepidarium. Wie in unserem Bade zwischen dem warmen und kalten Baderaume dieses zum Begiessen und Salben befindliche Gemach lag, so auch in dem Laurentinum des Plinius, der es cella media und unctuarium nennt [26]). Geht es schon aus der Natur des warmen Bades hervor, dass man sich nicht aus demselben (IV u. V) durch die davor liegenden beiden Räume (III u. II) des Ankleidens wegen zum Apodyterium (I) zurückbegeben konnte, ohne sich einer Erkältung auszusetzen, so ist es um so nöthiger, in dem besprochenen Tepidarium, wohin wir den Aufenthalt nach dem warmen Bade verlegen, eine Heizung anzunehmen. Suspensurae finden sich aber hier nicht vor. Dies erschüttert unsere Ansicht nicht, da es ebensowohl Tepidarien mit Luftheizung gab, als solche die, wie in Pompeji, mit kleinen metallenen, tragbaren Feuerheerden erwärmt wurden [27]). Auch vor den Schwitzbädern zu Fliessem befindet sich ein Gemach ohne Wärmeleitung zum gleichen Zwecke, welches man, wie das unsere durch kleine Metallheerde geheizt, zu denken hat. Das Gemach schmückt ein 20″ hoher rother Sockel, von welchem aus nach oben rothe Lineamente gehen, wie beim Apodyterium; die Wandfarbe ist ebenso wie bei diesem blassgelb.

An das schon kleine Tepidarium schliessen sich nun noch zwei kleinere Räume (IV u. V) an, deren Hypocausta vom Praefurnium aus (VII) ihre Wärme erhielten. Die Wände beider Räume sind durch Leitungen von Hohlziegeln darauf eingerichtet, die unter dem Fussboden befindliche Wärme rund herum hinauf zu führen. Der dem Feuer zunächst liegende Raum (V) musste solcher Lage wegen natürlich heisser werden als das vom Feuer entferntere Gemach (IV). Dieser gewünschte Unterschied der Wärme begründet es, dass man anstatt eines grösseren

---

24) Overbeck 160 u. 165.

25) Michaelis: Die neuen Bäder in Pompeji p. 44 in Nr. 125 der archäol. Zeitg. 1859. Von den beiden Tepidarien der neuen Bäder hatte eins eine Wanne, eins entbehrte derselben, Michaelis p. 31 u. 39.

26) Plin. epist. 2, 17. 11. Gemächer zum Salben, nur nicht Tepidarien genannt und nicht wie das besprochene gelegen, finden wir auf der Abbildung der Titusthermen bei Winckelmann und in der Anlage des Hippias 6.

27) Gallus 3, 62. Michaelis p. 39. Overbeck p. 167.

Raumes zwei kleinere herstellte. Eine ganz ähnliche Erscheinung bieten die warmen Baderäume der Villa zu Fliessem dar: dort befinden sich nicht mehr als vier Schwitzkammern hintereinander, nach dem Grade der zunehmenden Hitze immer kleiner, so dass die vierte nur einen Raum von 3' 10" und 3' 2" einnahm [28]). Durch eine Thüröffnung von 25" Weite gelangen wir aus dem Tepidarium (III) in den ersten erwärmten Raum, der eine räumliche Ausdehnung von 6' 2" und 4' 6" hat und dem sich der zweite kleinere Raum, nur 6' und 3' 11" messend, anschliesst. Während das Frigidarium 10" tiefer als das Apodyterium lag und wiederum das Tepidarium 10" tiefer als das Frigidarium, befinden sich diese Räume in ganz gleicher Höhe mit dem vorigen. Der Fussboden bestand aus einer 6" dicken Lage von opus signinum. Unter ihm sind die Suspensurae. Um die Einrichtung der Heizung zusammenhängend zu überschauen, begeben wir uns durch die in der südlichen Langmauer des gesammten Bades befindliche 3' 8" breite Thür (18) über drei erhaltene Steinstufen hinab in das 2½' tiefer gelegene und zur Aufnahme von Brennmaterial geräumig eingerichtete Praefurnium (VII). Eine Querwand (21) trennte diesen Heizraum von dem eigentlichen Ofen der Hypocausis (VI). In der Mitte dieser Wand erscheint die Oeffnung zu derselben. Aus letzterer springt ein 45" breiter Stein (20) 18" vor die Wand heraus. Der Stein ist zum Hineinschieben des brennenden Holzes in der Mitte rinnenartig ausgehöhlt; zur Fortsetzung im Feuerraume dient ihm ein anderer langer schmalerer Stein, der bis zu der die Hypocausis abschliessenden Querwand 19 bis zum Hypocaustum [29]) geht. In der Hypocausis also zwischen den Wänden 19 und 21 stehen aufrecht verschiedene schwere Steine (22), den Thonpfeilern der Suspensurae entsprechend. Aus zwei Gründen hat man dieselben an dieser Stelle wohl den Thonpfeilern vorgezogen, einmal weil sie fortwährend in unmittelbarer Berührung mit dem Feuer diesem eine entschiedenere Haltbarkeit entgegenstellten, dann aber weil sie wahrscheinlich eine grössere Belastung zu tragen bestimmt waren. In den dem Ofen zunächst liegenden Ecken des Praefurniums (VII) zeigen sich (23) nämlich die Anfänge eines in geringer Höhe über

---

28) Schmidt Baudenkmäler von Trier IV. Lief. I. Heft p. 14. (Gemach 12).

29) Den Unterschied zwischen Hypocausis und Hypocaustum versteht man dahin, dass man unter Hypocausis den Feuerheerd, unter Hypocaustum die ganze Wärmeleitung versteht. Schneiders Comment. z. Vitruv B. 5. 111. 3. p. 383 B. 2. Den Ausdruck Praefurnium haben wir für den ganzen Raum, wo das Ofenloch mündet, also die Heizung geschieht, gebraucht.

die Hypocausis springenden Gewölbebogens, der es wahrscheinlich macht, dass letztere vielleicht in einer Höhe von 5' überdeckt war und dem Praefurnium zu oberhalb dieser Ueberdeckung einen offenen Raum darbot. Auf dieser Ueberdeckung sind alsdann die Kessel [30]) zu denken, in welchen das Wasser in geringerem oder grösserem Hitzegrad für das warme Bad erwärmt wurde. Doch kehren wir zur Heizung selbst zurück. Der Heerd (VI), auf welchen von 20 aus das brennende Holz geschoben wurde, wird von der zur Hälfte vorgefundenen Mauer 19 begrenzt, welche wahrscheinlich die Hitze nur durch eine Mittelöffnung bei 17 in das Hypocaustum einliess. Der von da an in schiefer Ebene aufsteigende Fussboden (vergl. den Längendurchschnitt IV, V, VI) von Thonplatten belegt, geht unter den beiden heizbaren Gemächern (IV und V) fort. Auf diesem Fussboden erheben sich in regelmässigen Abständen runde 2' hohe und ungefähr 6—8'' starke Pfeilerchen. Das vordere Gemach scheint mit vier Reihen, das hintere mit ebenso vielen ausgestattet gewesen zu sein. Jede Säule bestand aus acht kreisrunden Scheiben von Thon (laterculi bessales), die $6\frac{1}{2}$—8'' Durchmesser und $1\frac{7}{8}$—$2\frac{1}{2}$'' Dicke haben. Bedeckt sind die Pfeiler mit 2'' dicken Ziegelplatten und über diese legt sich 6'' dick der Fussboden von opus signinum. Der Zwischenraum zwischen den beiden Böden betrug durchschnittlich 29''. Die Vorschrift Vitruvs, wonach diese Pfeiler mit Thon, der mit Thierhaaren vermischt sei, gemauert werden sollen, ist genau erfüllt [31]). Ihre Fortsetzung fand die Wärmeleitung in den aufsteigenden Canälen der Wände. Nachdem das Rauhgemäuer derselben mit einer zolldicken Mörtellage beworfen war, wurden rings herum rechteckige Hohlziegel in senkrechter Ordnung übereinander mit ihren vorstehenden Nasen in die Mörtellage gedrückt, so dass jede Reihe dieser Hohlziegel einen aufsteigenden Canal bildete, der, zwischen den beiden Fussböden geöffnet, von dort Wärme aufnahm [32]). Zur sicheren Befestigung dienten zwischen je zwei Hohlziegeln eingeschlagene Nägel, welche auswärts nach

30) Von diesen Kesseln und ihrer Aufstellung, die wir so genau aus der Abbildung der Titusthermen bei Winckelmann Taf. 22 aus der Vorschrift Vitruvs V, 11 Lor. Palladios I, 40 kennen und deren grössere und geringere Theile man in Flissem, Schmidt p. 22 und Pompeji, Michaelis p. 28 wahrnahm, fanden wir nichts mehr vor.

31) Vitruv V. 11. 5. 2. Lor. Palladius I. c. Die beste Anschauung ergiebt Winckelmann II. Taf. 21.

32) Nach Plinius H. N. 9. 79 war zur Zeit des Redners Crassus Mitte des siebenten Jahrhunderts der Erbauung Roms ein gewisser Sergius Orata der Erfinder dieser Heizungsart. An einer anderen Stelle 26, 8 nennt er den Arzt Asklepiades als Erfinder. Vergl. Seneca Ep. 40 und Stat. Sylv. lil. I. car. 5. fin.

zwei Seiten Widerhaken bilden (31). Die Grösse der Hohlziegel ist sehr verschieden, sie messen im Lichten 8″ Länge, 3½″ Breite und 10½″ Höhe und andere 6½″ Länge, 2″ Breite und 10″ Höhe. Das Innere der beiden Gemächer schmückte eine geschliffene und gefärbte Mörtelbekleidung, die wir indessen nicht mehr wahrgenommen haben. Wir bemerkten, dass die Suspensurae ohne eine theilende Wand unter beiden Gemächern (IV u. V) fortliefen und sind dadurch zu der Annahme genöthigt, es sei jene Wand, welche oben die beiden Gemächer theilte und die Canäle ihrer Hohlziegelleitung durch den Fussboden öffnen musste, so dünn und leicht gewesen, um ohne andere Fundamentirung als die der stützenden Thonpfeilerchen Stand zu halten. Das grössere Gemach erreichte, wie angedeutet, seiner weiteren Entfernung vom Feuerheerde halber nicht den Hitzegrad des dicht am letzteren liegenden kleineren. Nur das grössere hatte ferner die nothdürftigste Geräumigkeit zur Aufnahme eines Labrum für das warme Bad, wenn dieses auch häufig kreisrund und weniger gross gebildet war [33]). Das kleinere heissere Gemach konnte nur eine trockene Schwitzkammer sein (Laconicum). Es hat sich indessen keine Spur mehr von einem Labrum noch von seinem einstigen Dasein gezeigt; ja es ist nicht einmal zu ersehen, ob Wasser in diese Räume gelangte, woher es hätte kommen, wohin es hätte zurückfliessen müssen. Ein hinter den warmen Räumen in der Dicke der Mauer befindlicher Canal (24) schien uns anfänglich einen solchen Wasserzufluss oder ein Reservoir zu umschliessen, enthält aber keine sichtbare Spur einer Leitung mehr und mag nur dazu gedient haben, die Wärme der beiden Räume zu isoliren. Nehmen wir an dem Mangel eines nachweisbaren Wasserzuflusses zu viel Anstoss, um das grössere Gemach für ein warmes Wasserbad zu halten, so brauchen wir uns nur zu erinneren, dass unter den späteren Kaisern, aus deren Zeit unser Bau natürlich stammt, die trockenen Schwitzbäder in Aufnahme kamen, eine grosse Verbreitung fanden und in mehrfacher Anzahl und steigenden Wärmegraden hinter einander angelegt wurden [32]).

Unser Bad bestände somit hauptsächlich aus einem kalten Wasserbade (Frigidarium) und einem trockenen Schwitzbade (Laconicum, Concamerata Sudatio) einer Verbindung, die unter Andern besonders Strabo und Martial [35]) erwähnen.

33) Gallus 69.
34) Gallus 49. Schmidt am a. O.
35) Strabo 3, p. 154. Martial Epigr. 6, 42.

Ueber die Bedeckung der zum Bade gehörigen sieben Räume fehlen uns alle bestimmenden Andeutungen. Nach dem Vorbilde der Titusthermen, der pompejanischen Bäder und nach dem Ausspruche Vitruvs liegt wohl die Annahme am nächsten, dass sie mit Tonnengewölben überdeckt waren. Ebenso wenig Bestimmtes lässt sich über die Beleuchtung sagen. Die Vermuthung spricht, hervorgerufen durch kleine Stücke dicken Scheibenglases, die sich im Schutte fanden, dafür, dass die vordere nach Mittag gerichtete Wand (a–a) nach der Vorschrift Vitruvs das Licht durch ziemlich hoch angebrachte Fenster einfallen liess [33]. Die Aussenseite dieser Wand, wie überhaupt die bis jetzt aufgedeckten Aussenseiten des Gebäudes (a—b—c) waren mit Mörtel abgeputzt und roth getüncht [34]. Die Bekrönung der drei frei nach Aussen tretenden Mauern des Bades bestand wahrscheinlich aus jenem schweren steinernen Dachgesimse (27), das geschmückt mit einer die Dachschiefer nachahmenden Verzierung sich in einigen herabgefallenen Stücken an der Mauer vorfand. Bei a und b zeigen sich die Oeffnungen zum Einlassen der die aufliegenden Dachbalken haltenden Eisen.

Das Mauerwerk besteht durchweg aus Bruchsteinbau von Grauwacke und Kalkmörtel, auswärts finden sich nur einmal unter dem erwähnten Bewurfe aufgelegte Ziegelplatten. Im Innern sind diese häufiger angewendet, z. B. zur Bekleidung der Badewanne, ebenso befinden sie sich in der Nische des Frigidariums; sie sind dann auf Mörtel gelegt durch Nägel mit zwei Widerhaken wie bei den Hohlziegeln befestigt, in der Wanne mit opus signinum, in der Nische mit feinem farbigem Stuck überzogen.

IV.

Als wir den Eingang (1) zu den fünf hintereinander liegenden Badezimmern betraten, vor denen kein anderweitiger Raum mehr lag, erinnerte uns nirgends eine Verbindungsthüre, kein Gang noch Fenster an die Räume der dicht anliegenden Wohngebäude. Wir müssen desshalb neugierig fragen, wo finden wir diese nothwendigen Verbindungen des Theiles zum Ganzen? Freilich der

---

33) Overbeck 164. Seneca, Ep. 86; Plin. Ep. II, 17; Gallus III, 58; Hirt Gesch. d. Bauk. III. p. 66.

34) Diese Thatsache widerspricht der Annahme Schneemanns (Heft IX. der Jahrb. p. 6) die römischen Wohngebäude in unserer Gegend seien auswärts ohne Bewurf geblieben.

hinterste Raum, in welchem die Heizung sich befand, und das Brennmaterial aufgespeichert wurde (VII) und der dieses Zweckes halber einen besonderen Zugang (18) von auswärts erhielt, besitzt innen eine Thüre, zu der wir vier Stufen hinaufsteigend in zwei durch eine Thüre wiederum verbundene Räume der Villa (IX u. X) gelangen. Diese beiden Räume, hinter denen die diesjährige Ausgrabung sich begrenzt, konnten aber in unmittelbarer Verbindung und Nähe mit dem Feuerungsorte nur zum Aufenthalt der Diener gebräuchlich sein. Ist es uns somit nicht gestattet, hier gleichsam durch die Hinterthüre einzudringen, so müssen wir uns anderwärts nach dem Zugange zur Villa umschauen und wir finden denselben mit Sicherheit auf der Höhe (25). Eine prächtige steinerne Schwelle (26) von 5′ Länge, 2′ Breite und einer Dicke von fast 1′ bezeichnet ihre Stelle. Die Zapfenlöcher zur Aufnahme der Thürflügel sind wohl erhalten; die Thürflügel öffneten sich nach Innen und schlugen auswärts gegen die etwas erhöhte Stufe. Beiderseits 3″ breit ist der Stein etwas tiefer gearbeitet, weil hier das Mauerwerk aufsetzt.

Ueberschreiten wir die Schwelle, so befinden wir uns wahrscheinlich in einem Hofe (XI). Derselbe misst 36′ 3″ und 23′ im Lichten; die Bodenfläche scheint mit opus signinum bekleidet gewesen zu sein, die Wände haben einen weniger feinen weisslichen Mörtelverputz. Neben diesem Hofe betreten wir durch die Thüre (32) einen viel tiefer liegenden Raum (XII) von 12′ 10″ und 36′ 3″, der nach seiner Lage und dem Vorfinden zweier zu einer Handmühle gehörigen, nur 15″ im Durchmesser grossen kegelförmig auf einander laufenden Mühlsteine, als Küchenraum (horreum penarium) mag benutzt worden sein. Treten wir in den Hof (XI) zurück, so führt uns, die Wohnräume links lassend, ein 33′ langer 5′ breiter Gang (XIII), unter dessen Boden der besprochene Canal (12) sich befindet, zum Eingange des Bades hinab. Da dieser Gang bei 33′ Länge ein Gefälle von 12′ hat, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass er eine Treppe aufnahm. Die Wände des Ganges sind roth getüncht. Das kleine ummauerte Viereck (33) am Anfange des Ganges im Hofe lag unter dem Fussboden von opus signinum und bleibt deshalb unerklärlich.

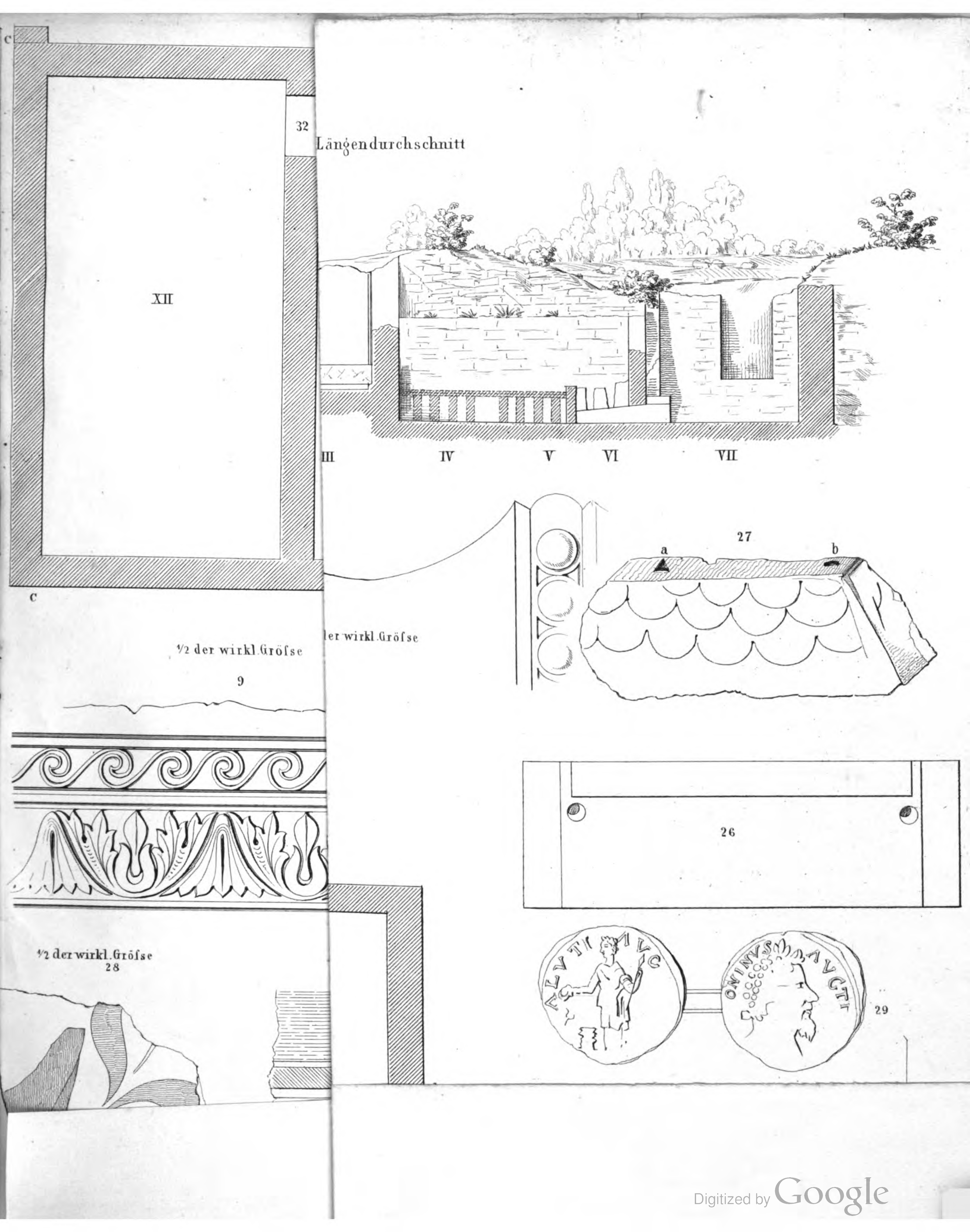
Die weiteren Räume der Villa liegen links (z. B. XIV) und harren ihrer Ausgrabung im Frühjahre. Dass man wahrscheinlich von diesen, wenn auch eine Stufe hinan auf die Bedachung der Baderäume als einen vorstehenden Altan trat, haben wir bereits angedeutet. Würden einestheils ansteigende Dächer zu hoch

gegen die Südwand dieser Zimmer sich anlehnen, um ihnen noch einen Blick in's Freie zu gestatten, so lässt anderentheils auch die nicht ansteigende obere Fläche des Steingesimses (27), auf welcher die Balkenköpfe befestigt wurden, auf eine flache Balkenlage schliessen. Keine Suspensurae sind bis jetzt ausserhalb des Bades gefunden worden, was unsere anfängliche Vermuthung, die Villa an der Alisontia sei nur eine Sommervilla, bestätigt. Aber nicht ohne Pracht ist diese Sommervilla gewesen, wie die fast in allen Farben gefundeuen, mit vielfachen Lineamenten und Verzierungen geschmückten fein geschliffenen Stücke von Wandbekleidungen beweisen. Sie übertreffen alle an Feinheit weit die Wandbekleidungen des Bades. Auf unserer Tafel befindet sich ein Rest weissen Stuckes (23), auf welchem man einen Orangenzweig sieht, an dessen Frucht ein Vogel oder ein Insekt sitzt.

Ausser einer kleinen Bronceschale (30) und einer nicht seltenen, schlecht erhaltenen Münze Marc-Aurels (29), beide in natürlicher Grösse auf unserer Tafel, wenigen Thongeschirren gemeinster Form und verrosteten Nägeln aller Grösse, haben keinerlei Funde stattgefunden. Eine ausserordentliche Menge sowohl verstreuter Menschenknochen, als ganzer Gerippe jedoch füllte die verschiedenen Räume. Weder Spuren von Bekleidungen und Waffen, noch eines absichtlichen Begräbnisses liessen sich wahrnehmen, und so können ebensowohl in römischer als in späterer Zeit die ausgeraubten Opfer eines Gefechtes oder eines Ueberfalles in roher Weise in das verfallene Gemäuer hineingeworfen worden sein.

Der Königlichen Regierung zu Coblenz, welche die Mittel zur bisherigen Ausgrabung der Villa an der Alisontia bereitwillig hergab, sei im Namen der Wissenschaft und im Namen unseres Vereines der gebührende Dank und der Wunsch ausgesprochen, sie möge auch der Beendung der Ausgrabung im Frühjahre die Mittel gewähren. Herzlichen Dank zollen wir noch persönlich unserem neuen Vereinsmitgliede, dem Herrn Pfarrer Frank zu Allenz, ohne dessen Hülfe und Gastfreundschaft uns in den unwirthlichen Novembertagen der stete Aufenthalt an der Fundstelle unmöglich geworden wäre.

Bonn, Druck von C. Georgi.


c
32
Längendurchschnitt
XII
III
IV
V
VI
VII
27
a
b
c
1/2 der wirkl. Gröſse
der wirkl. Gröſse
9
26
1/2 der wirkl. Gröſse
28
29

DER

GRABFUND VON WALD-ALGESHEIM

ERLÄUTERT

VON

ERNST AUS'M WEERTH.

HIERZU 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTE.

FEST-PROGRAMM

ZU WINCKELMANNS GEBURTSTAG

AM 9. DECEMBER 1870

HERAUSGEGEBEN VOM

VORSTANDE DES VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN IM RHEINLANDE.

BONN, 1870.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

Vorwort.

Die Absicht, als diesjährige Festgabe zum Geburtstage Winckelmanns den in der Crypta von St. Gereon in Cöln aus seinen Trümmern wieder zusammengesetzten mittelalterlichen Mosaikboden herauszugeben, konnte in Folge der Zeitumstände leider nicht verwirklicht werden. Indem der Vereinsvorstand sich diese Publikation für das nächste Jahr vorbehält, glaubt er durch die Veröffentlichung des Grabfundes von Wald-Algesheim das Andenken Winckelmanns gleich würdig zu feiern und den Wünschen der Mitglieder des Vereins nicht minder zu entsprechen.

Bonn, im November 1870.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

1.

Keine deutsche Landschaft ist in ihren einheimischen Hügelgräbern vorrömischer Zeit so reich an Erzgeräth und Goldschmuck, als das weitere Gebiet der Saar und Nahe.

Die nachweisbare Reihe der hier aufgedeckten Funde eröffnet eine schöne, jetzt im Museum zu Trier befindliche Bronzekanne nebst einem verschollenen goldenen Kopfschmuck, welche beide vor ungefähr 35 Jahren in der Nähe des berühmten Steinringes von Otzenhausen der Erde enthoben wurden [1]. Fast gleichzeitig, in den Jahren 1835 und 1837, fand der so eifrig begonnene, wie plötzlich untergegangene antiquarische Verein von St. Wendel und Ottweiler bei einer Durchgrabung des Fuchshügels bei Tholei und des die Batterie genannten Hügelgrabes in den Gemeindehecken von Remmesweiler einen goldenen Arm- und Fingerring, eine gehenkelte Bronzekanne, Fragmente von Gold und Bronze, Eisenwaffen und Wagenradschienen [2]. Diese Funde wurden indess an Bedeutung weit überragt durch den Inhalt zweier Gräber bei dem Orte Schwarzenbach im Fürstenthum Birkenfeld — abermals nicht weit von dem Steinringe zu Otzenhausen — zu deren Entdeckung im Oktober und November 1849 zunächst der Zufall führte. In dem einen Grabe befand

1) Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier über die Jahre 1863 u. 1864 p. 30, wonach diese Gegenstände in einem Graben angetroffen wurden; nach andern Mittheilungen ist die Anlage eines Hügelgrabes anzunehmen.

2) Erster Bericht des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler. Zweibrücken 1838.

sich eine doppeltgehenkelte und mit einem Deckel versehene, verzierte Amphora von Bronze, welche noch Asche und Gebeine des Verstorbenen enthielt [1]), eine bronzene Kanne mit verziertem Henkel [2]) und zahlreiche Reste von Goldschmuck [3]); das andere schloss dagegen ein goldenes Armband [4]), Fragmente von Eisenwaffen und ebenfalls eine gehenkelte Kanne von Bronze ein [5]). Ein Jahr darauf, 1850, fand man auf dem Hundsrücken in einem Hügelgrabe, westlich von St. Goar, im Walde Gallscheid ein Armband und einen Fingerring von Gold, eine Bordüre von Goldblech, dann eine gehenkelte, verzierte Kanne, den Rand eines Beckens, Reste von Pferdegeschirr und Wagenbeschlägen, sämmtlich von Bronze, und eiserne Radreifen [6]). Wiederum in der ganz entgegengesetzten Richtung, nämlich in der Richtung der ersten Fundstelle, begegnen uns in den folgenden Jahren hintereinander fünf Gräber mit Erzgeräth und Goldschmuck. So stiess man bei Abräumung eines Tumulus in der Nähe von Weisskirchen im Anfange des Jahres 1851 auf eine schön verzierte Henkelkanne von Erz, einen Dolch mit verzierter Erzscheide, eine Gürtelschnalle, Fibel und Fragmente gleichen Stoffes, ein prächtiges Zierstück von Gold und Pfeilspitzen von Eisen [7]).

---

1) Archäol. Zeitung Jahrg. 1856 Taf. 85 p. 161 u. p. 209; Archäol. Anzeiger 1855 Nr. 74 p. 31.

2) Ihr Verbleib ist mir unbekannt; sie befindet sich weder in Berlin, noch in den Händen ihres ersten Besitzers.

3) Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XXIII p. 131 u. 194. Ueber den dort nicht erkannten Zusammenhang jener Goldreste gedenke ich in den Jahrbüchern meine Ansicht mit dem Versuch einer Restauration darzulegen.

4) Es ist im Besitze der Frau G. A. Böcking zu Saarbrücken und zum ersten Male abgebildet in Lindenschmit, Alterthümer deutscher Vorzeit II, 2 Taf. 1 Nr. 4.

5) Sie kam durch Schenkung des Hrn. v. Beulwitz in das Museum zu Trier. Abgebildet ist dieselbe in Lindenschmit, Alterthümer deutscher Vorzeit I, 2 Taf. 3. Die Nachrichten über die Schwarzenbacher Funde in den Jahresberichten der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier über das Jahr 1853 p. 8 u. 1863 p. 30 sind nach Vorstehendem zu berichtigen.

6) Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XVIII p. 59.

7) Lindenschmit, Ein deutsches Hügelgrab im Hefte IV der Abbildungen von Main-

Weiterhin ergab ein Jahr später, 1852, in der nämlichen Gegend, nach Otzenhausen zu, ein Tumulus bei Hermeskeil eine ähnlich gehenkelte Erzkanne, eine Fibula und Gefässreste desselben Metalls, sowie eiserne Pfeil- und Lanzenspitzen [1]). Bald darauf, im Jahre 1853, entdeckte bei der Anlage eines Parkes auf der Flur zwischen der Saar, der Bezirksstrasse und den Ortschaften Beaumarais und Wallerfangen der Eigenthümer, Hr. Ad. v. Galhau ein aus 2″ starkem Holze gebildetes Grab, welches zwar weder Asche noch Gebeine, wol aber das kurze röthliche Haar des Verstorbenen, Reste dicken Wollenstoffes, eine emaillirte und drei Bernsteinperlen, vier glatte, zum Theil mit linearen Verzierungen versehene goldene Armringe, einen ehernen Ring und einen aus vier kleinen Ringen gebildeten kupfernen Würfel enthielt. Nicht weit davon lagen in der Erde zerstreut etwa vierzig Kupferringe, theils für die Arme, theils für den Hals [2]). Ein im Jahre 1863 gemachter Grabfund zu Besseringen zeichnet sich durch einen gleich prächtigen wie eigenthümlichen goldenen Halsring aus; die neben einigen Bronzefragmenten dabei vorgefundene Bronzekanne unterscheidet sich in Form, Henkel und Verzierungen nicht wesentlich von den vorherigen [3]). Eine ähnliche Kanne [4]) war auch in dem zweiten der drei Tumuli von Weisskirchen [5]), aus welchem man ausserdem eine doppeltgehenkelte, mit Wollenstoff umwickelte, grosse Urne von Bronze, eine

zer Alterthümern, herausgegeben vom Verein zur Erforschung d. rh. Gesch. u. Alterth. zu Mainz 1852.

1) Jahresbericht der Gesellschaft für nützl. Forschungen zu Trier über das Jahr 1853 p. 6.

2) Nach gefälligen Mittheilungen des Hrn. Commerzienrathes Boch zu Mettlach, dem unsere Vereinssammlung den Besitz dieses Fundes verdankt. Vgl. Jahresbericht der Gesellschaft für nützl. Forschungen zu Trier über das Jahr 1854 p. 27.

3) Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XLI p. 1.

4) Ebendas. XLIII p. 123.

5) Den dritten Grabhügel daselbst liess unser Verein im Frühjahr 1867 auf seine Kosten durch die gütige Vermittlung des Hrn. Commerzienrathes Boch eröffnen, ohne indess irgend etwas zu finden.

mit Gold verzierte Dolchscheide und einen goldenen Haarring zu Tage fördete [1]). Das Grab von Wald-Algesheim, dem die nachfolgende Erörterung gewidmet ist, bildet in dieser Categorie den letzten der bisher bekannt gewordenen bedeutenderen Funde [2]) aus deutscher Vorzeit.

2.

Wald-Algesheim, ein reiches Pfarrdorf, liegt eine Stunde südwestlich von Bingen, auf der Höhe des beim Einfluss der Nahe in den Rhein links aufsteigenden Gebirges. Hier passirte die von Trier über den Hundsrücken nach Bingen gehende Römerstrasse. Sie lief von Dörrebach auf der Höhe fort, oberhalb dem Weinbergerhofe vorbei, nach dem Schlosse Guldenfels, Stromberg gegenüber, und zog sich nördlich von diesem Schlosse in das Thal des Guldenbaches hinab [3]), an Wald-Algesheim vorüber, nach Weiler und Bingen. Sie lässt das Grab in ganz geringer Entfernung südlich liegen [4]). Weder historische Nachrichten noch antiquarische Funde gewähren Wald-Algesheim hohes Alter und Bedeutung. Mit Bestimmtheit nachweisbar ist es erst im 12. und 13. Jahrhundert [5]), wenngleich Wald und Flur die Spuren

1) Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XLII p. 123.

2) An diese reiht sich noch eine Anzahl kleinerer, theils publicirter, z. B. die Fibeln aus Uexweiler, (Erster Bericht des Vereins von St. Wendel und Ottweiler Taf. 1 Nr. 5, 6, 9 u. 10) theils nicht publicirter Funde. Auf letztere — besonders drei verzierte Henkelkannen — werde ich demnächst in den Jahrbüchern zurückkommen. Die grossen Funde einheimischer und römischer Goldmünzen zu Odenbach am Glan und Perscheid (Bericht d. Ver. v. St. Wendel p. 48 u. Bonn. Jahrb. d. V. v. A. VII p. 166) bleiben hier ausser Betracht.

3) Schmidt, Römerstrassen in den Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XXXI p. 190 u. nach mündlichen Mittheilungen; Böcking, Zum Ausonius in den Bonn. Jahrb. d. V. v. A. VII p. 70; Steininger, Gesch. der Trevirer p. 158.

4) Nach einer Prüfung der Oertlichkeit vermuthe ich in dem sogenannten Erbacher Wege, der sich als Feldweg durch eine ungewöhnliche Breite und gerade Richtung auszeichnet, ein Stück der Römerstrasse. Er liegt südlich und dicht hinter dem Wald-Algesheimer Grabmal.

5) Ob das in einer Urkunde des Klosters Lorsch 780 vorkommende Alagastesheim im

einer uralten vorrömischen Vergangenheit in den Tumuli zeigen, die südöstlich von Wald-Algesheim in dem der Gemeinde Büdesheim angehörigen Walde, und südwestlich davon auf der im Besitze der Gemeinde Wald-Laubersheim befindlichen Buschparzelle zwischen Genheim und Schweppenhausen angetroffen werden. Besondere Anzeichen römischer Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe von Wald-Algesheim sind nicht bekannt geworden [1]).

3.

Das Grab zu Wald-Algesheim entdeckte am 18. Oktober 1869 der Ackerer Peter Heckert in seinem Felde beim Auswerfen einer Grube. Kaum $1^1/_2{}'$ tief unter der Erdoberfläche stiess er auf Feldsteine und fand über denselben ohne Ordnung umherliegend zwei goldene Armringe, einen goldenen Halsring, der aus seiner ursprünglichen Rundung in fast gerade gestreckte Form gebracht war, und Reste eines Ringes

---

Nahegau (Cod. Lauresh. T. II Nr. 2022) unser Wald-Algesheim ist, bleibt zweifelhaft, da der Nahegau ursprünglich auch den Wormsgau umfasste, in dem zur nämlichen Zeit ebenfalls ein Ort Alagastesheim erwähnt wird. (Ibid. Nr. 1142 sq.) Es gibt zwei Algesheim, eines diesseits, das andere jenseits der Nahe, jetzt Wald- und Gau-Algesheim genannt. Auch noch später werden beide Orte nicht genauer unterschieden, doch scheint jenes Algesheim, worin 1150 dem Collegiatstift Bingen der Zehnte bestätigt wird, unser Wald-Algesheim zu sein. Ganz bestimmt wird dieses erst seit 1267 erwähnt. Es gehörte zum kurpfälzischen Amt Stromberg und stand die Vogtei daselbst verschiedenen Rittergeschlechtern: v. Dilburg, Beyer v. Boppard, Setten v. Sentheim, v. Schönburg über Oberwesel etc. zu. Die v. Schönburg besassen das Dorf zuletzt beinahe ganz, lagen mit Kurpfalz wegen der Hoheit in Streit und vererbten ihren Besitz 1718 an die Grafen v. Degenfeld, welche sich 1773 mit Kurpfalz dahin verständigten, dass diese die Landeshoheit und $^1/_3$ der Vogtei, sie selbst aber $^2/_3$ der letztern besitzen sollten. Die Kirche S. Dionysii in Wald-Algesheim war (wie es scheint, schon 1150) Filiale der Pfarrei Bingen; sie wurde im 15. Jahrh. neu erbaut und in der Reformationszeit lutherisch und eigene Pfarrei. Zuletzt verglich man sich über ein Simultaneum.

1) Nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Pfarrvicars Stierle in Wald-Algesheim liegen, soweit bekannt, die nächsten Spuren römischer Ansiedlung — Mauerwerk, innerhalb dessen sich Urnen, Mosaikreste und ein Eisenschwert fanden, — rechts auf einer Höhe an der Strasse zwischen Stromberg und Warmsroth.

von schwarzer Masse. Unter den Feldsteinen lagen eine eiserne Wagenradschiene und ein eisernes Pferdegebiss, eine gehenkelte Bronzekanne, ein doppeltgehenkelter Bronzeeimer, Ringe und Fragmente von Bronze, dabei zwei in Gestalt von Hörnern, die man für Schnäbel eines Pferdehamens hielt. Beim Zuwerfen der Grube kamen noch der zweite der beiden zusammengehörigen goldenen Armringe und drei der Bronzeringe zum Vorschein.

Kaum waren die ersten Nachrichten über diesen Fund in die Oeffentlichkeit gelangt [1]), als schon der antiquarisch-historische Verein für Nahe und Hundsrücken in dankenswerther Weise sich beeilte, davon eine vorläufige Mittheilung zu geben [2]). Gleichzeitig erwarb die gesammten Fundstücke der Kaufmann N. Löb zu Bingen, von dem ich sie vor zwei Monaten lediglich zu dem Zwecke ankaufte, um unsern heimischen Museen, gegenüber auswärtigen und privaten Angeboten, die Möglichkeit des Erwerbs zu wahren, und dadurch der so häufig von Kunstsammlern um ihre seltensten Denkmäler gebrachten Heimath den Fund zu retten. Durch den Ankauf veranlasst, begab ich mich am 7. November 1870 nach Wald-Algesheim. Eigene Untersuchungen sollten sowol die Art des Begräbnisses feststellen, als auch etwaige weitere Fragmente der unvollständigen Gegenstände dem Boden abgewinnen. Gaben doch die bisher zu verschiedenen Zeiten gefundenen Stücke hierzu die beste Hoffnung [3]).

Das andauernde Regenwetter war jedoch leider für eine Unter-

1) Die erste Nachricht brachte die Coblenzer Zeitung vom 22. Oktober 1869.

2) Zehnter Bericht des antiquarisch-historischen Vereins für Nahe und Hundsrücken über das Vereinsjahr 1868 - 1869.

3) Wie schon bemerkt, wurden die ersten, vom Kreuznacher Verein publicirten, Stücke bald durch die Gegenstände Taf. I, 3 Taf. II, 1. 2. 4. 6. 8. Taf. V u. VI, das Endstück von 3, ferner 6. 7. 8. 12. 13. 14, deren nachträgliche Auffindung man dem Zufall verdankte, vermehrt. Im Oktober d. J. erhielt ich dann durch die gütige Vermittlung des Hrn. Pfarrvicars Stierle ein Viertel der merkwürdigen Zierscheibe auf Taf. V, 1, das nach einem Regen auf dem Felde sichtbar geworden war. Weitere Stücke derselben und alles Uebrige traten in Folge meiner Nachgrabung zu Tage.

suchung des lehmigen Bodens durchaus ungünstig, und wenn dabei auch der kleinste der goldenen Ringe (Taf. I, 5), drei Stücke vom Fusse der Kanne (Taf. IV), das merkwürdige runde Zierstück, die Schnalle und Fibula, wie fast das ganze getriebene Band von Bronze aufgefunden wurden (Taf. V u. VI, 1. 4. 5. 3), so blieben zweifellos in den festen Erdklumpen noch viele Stücke zurück.

Die auf das Sorgsamste eingesammelten Nachrichten ergaben die Wahrscheinlichkeit der Anlage eines Tumulus und unter diesem eines Doppelgrabes. Der Annahme eines flachen Grabes [1]) widerstritt die allzuwenig mächtige Erdschichte über den Fundstücken; denn schon mit dem Pfluge war man wiederholt auf die Feldsteine gestossen und noch über diesen, also kaum 1′ unter der Erde, lag der Goldsckmuck. Dieser Umstand, die Nähe der bereits erwähnten anderen Hügelgräber und das nicht seltene Vorkommen ihrer allmäligen Beipflügung [2]) berechtigten zu der Vermuthung, dass eine solche auch hier stattgefunden habe. Unverkennbar war der Charakter des Doppelgrabes durch die vollständige Theilung der oberen Fläche mit den Goldsachen von der die Bronzen bergenden unteren vermittelst einer in ovaler oder kreisrunder Form hergestellten Steinbettung. Dieselbe betrug 12—15′ im Durchmesser und war von unregelmässigen, 1′ dicken Feldsteinen ohne Mörtel gebildet [3]). Im

1) Flache Gräber und Hügelgräber gleicher Zeit und der nämlichen Bevölkerung kommen nach Weinhold, Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland, III p. 171, nebeneinander vor. Nach meiner Erfahrung kann ich dieses für das Rheinland bestätigen.

2) Abgetragen wurde der Tumulus in Hermeskeil (Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier über das Jahr 1852 p. 20), beigepflügt einer der zwei nebeneinander liegenden Tumuli zu Nennig, obgleich dieser von grosser Höhe und bedeutendem Umfang war. (Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XLIX p. 1.) Auch die Gräber von Schwarzenbach waren nach den mir vorliegenden Originalberichten abgetragene Hügelgräber.

3) Ein Stück des Steinpflasters, welches sich in den benachbarten Acker hinüberzog, wurde von mir aufgedeckt und untersucht. — Aehnliche Steinbettungen fanden sich in unserer Landschaft, z. B. bei dem erwähnten Grabe zu Remmesweiler, wie auch in der Ferne zu Hallstadt in Ober-Oesterreich und in Steiermark. Vgl. v. Sacken, das Grabfeld in Hallstadt. p. 6 Taf. IV, und Weinhold, a. a. O. II p. 212. Doppelgräber ähnlicher Art bei Weinhold, a. a. O. I p. 148 u. p. 165.

oberen Grabe lagen die Goldringe und die Fragmente des schwarzen Ringes ohne Ordnung und ohne Spuren von Gefässen und Asche auf Resten einer Holzunterlage [1]) umher.

Die Anordnung der Gegenstände im unteren Grabe zeigte an einem Ende desselben die beiden Bronzegefässe aufrechtstehend (Taf. III u. IV), in der Mitte die grössere Menge der Bronzefragmente, darunter besonders die erwähnten Hörner (Taf. V u. VI, 2) und am andern Ende den Wagenreif, das Pferdegebiss (Taf. V u. VI, 14) und die Ringe (Taf. II). Auch hier fehlten die Spuren von Leichenbrand, da man dafür ein vereinzelt aufgefundenes Stückchen Holzkohle wol kaum ansehen kann; daher ist für beide Gräber anzunehmen, dass das Todtenopfer auf einer andern als der Begräbnissstelle stattfand [2]). Ebenso wenig wurden Knochenreste entdeckt. Ein fast 1/4" dickes Fragment vom Rande einer äusserst primitiven, gebrannten schwarzen Urne, — welche in ihrer Beschaffenheit einen gewaltigen Abstand von den vollendet gearbeiteten Bronzegefässen gezeigt haben muss, — lässt vermuthen, dass eine solche zur Aufnahme der Asche eines der beiden Verstorbenen diente. Dass wir Letztere durch die Gemeinsamkeit des Begräbnisses auch im Leben vereinigt zu denken und in der oberen, durch die reiche Beigabe des goldenen Frauenschmuckes gekennzeichneten Stätte das Frauengrab, unten aber, wo Wagenrad und Pferdegeschirr altdeutsche Grabessitte [3]) anzeigen, des Mannes letzte Ruhestätte zu erkennen haben, unterliegt wol kaum gegründetem Zweifel.

1) Eine Holzunterlage von fast 2" Dicke zeigte auch das erwähnte Grab bei Wallerfangen. Ebenfalls eine solche von dicken, unverkohlten Eichenscheiten fand sich unter dem Tuffsteinsarge eines römischen Grabes zwischen Crefeld und Oppum.

2) Weinhold, a. a. O. I p. 164; II p. 177. In mehreren der aufgezählten Gräber fand man keine Spuren von Leichenbrand.

3) Tac. Germ. c. 27; Caes. b. g. VI, 17 u. 19; Pomponius Mela III, 2; Diodor. V. 28.

4.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Erläuterungen die einzelnen Stücke des Fundes, so fällt sofort die ursprüngliche Zusammengehörigkeit

Die Goldringe Taf. I.

des Halsringes und der beiden Armbänder (Taf. I, 1. 2. 3) in die Augen, da die drei Ringe eine übereinstimmende Behandlung der Verzierungen zeigen. Wir begegnen also hier dem selteneren Falle eines vollständigen Schmuckes, und zwar eines Frauenschmuckes; denn wie das Maass der Armringe auf unserer Tafel ergibt, war nur der zarte Frauenarm im Stande, sie über dem Handgelenk zu tragen. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man unsere goldenen Armillae mit dem Maasse jener von Bronze auf der folgenden Tafel (Taf. II, 3. 4) in Vergleich zieht [1]). Torquis [2]) und Armillae bestehen je aus einem Stücke [3]), wurden durch Aufbiegen angelegt und alsdann durch Zubiegen geschlossen. Um die hierzu nothwendige Elasticität zu erzeugen, mussten sie hohl sein; demungeachtet wiegen die 3 Goldringe $25^{15}/_{16}$ Loth altes Gewicht und kommen, da sie aus feinem Golde bestehen, einem Metallwerthe von 345 Thalern gleich. Die Verzierungen sämmtlicher Knäufe [4]) bilden ein ein-

1) Die Goldringe messen nur 2″ in der Breite, und auch in der andern Richtung nicht mehr, wenn sie geschlossen sind. Die Bronzearmbänder messen hingegen über 3″. Merkwürdiger Weise ist eines der goldenen Armbänder etwas kleiner und leichter an Gewicht, als das andere.

2) Wie erwähnt, fand sich der Torquis bis auf etwa 3″ Rundung aufgebogen und wurde später vollständig gerade gestreckt. Die dadurch entstandene Meinung, der Gegenstand sei ein goldenes Scepter, bedarf keiner Widerlegung. Ich habe das Schmuckstück wieder in seine alte Form zurückbringen und die vorhandenen Quetschungen entfernen lassen.

3) Scheffer unterscheidet in seiner Abhandlung „De Antiquorum torquibus“ IV. C. p. 917 sq. (abgedruckt bei Graevius, Thesaurus antiquitatum Romanorum XII) zwischen den beweglichen Halsketten, die er Torques nennt und den aus einem Stück gearbeiteten festen Halsringen. Letztere nennt er Circuli.

4) Die kleinen Rosetten auf den Knaufflächen des Torquis (Taf. I, 1 a) fehlen, offenbar aus Mangel an Raum, an den gleichen Stellen der Armringe.

faches, edelgezeichnetes, lineares Ornament, zu welchem am Mittelstück der Armringe (Taf. I, 3 b) in charakteristischer Weise noch gegenüberstehende Masken hinzutreten. Die Arbeit ist getrieben.

Wenngleich die Sitte, Hals und Arme mit Ringen, zu schmücken, sowol bei Egyptern und Griechen als bei Etruskern und Römern heimisch war, so hatte sie doch kaum anderswo eine so allgemeine Verbreitung wie bei den Galliern, überhaupt den transalpinischen Völkern. Fehlt doch dem erhabensten Beispiel der bildlichen Darstellung eines Galliers, dem sterbenden Fechter, bei sonst völliger Nacktheit, der Halsring nicht, offenbar weil er zur Kennzeichnung des Stammescharakters dienen sollte. Fügen wir hinzu, was Strabo berichtet, dass die Gallier voller Prunksucht Hals und Arme mit goldenen Bändern schmückten [1]) und überschauen wir dann die vielen anderen Zeugnisse der alten Schriftsteller [2]) und vor Allem die Menge der in Gräbern gefundenen Schmuck-

1) Strabo lib. IV 4. §. 5.

2) Bemerkenswerth ist hierfür die Schilderung des Galliers Crixus in Silius Italicus IV 148—156, wo es heisst: Colla viri fulvo radiabant lactea torque, Auro virgatae vestes, manicaeque rigebant Ex auro, et simili vibrabat crista metallo. Diese Stelle ist offenbar nachgeahmt Virgils Aen. VIII, 659 u. ff., wo Haar und Gewand der auf dem Schilde des Aeneas abgebildeten Gallier also beschrieben sind: Aurea caesaries ollis atque aurea vestis. Virgatis lucent sagulis: tum lactea colla Auro innectuntur. — Florus sagt II, 4: Flaminius errichtete dem Jupiter „de torquibus Gallorum aureum Tropaeum," und wiederum I, 13: Manlius nahm den im Zweikampf besiegten Galliern „aureum torquem" ab und hiess daher Torquatus. Livius XLIII, 5: Das Gewicht der beiden Halsketten von Gold war 5 römische Pfund, und XLIV, 14 kommt ein Torquis von 2 Pfund vor. Gallien als Provinz machte dem Kaiser Augustus ein Geschenk mit einem kolossalen goldenen Torquis von 100 Pf., wie Quintilian Instit. rhetor. VI, 3 erzählt. Bei Livius VII, 15. XXIV, 17. XXXIII, 36 werden gallisches Gold, Torques und Armillae erwähnt. Dass die Torques auf allen Denkmälern, wo Gallier abgebildet sind, besonders fast immer auf gallischen Münzen vorkommen, erweist Belloguet in seiner Ethnogénie gauloise II p. 124 ff. Hervorzuheben ist noch besonders der 1830 in Rom in der Vigna Ammendola gefundene Sarkophag (Mon. inediti dell' Instituto archeolog. di Roma I Tav. XXX—XXXI) mit den Darstellungen eines Kampfes zwischen Römern und Galliern, wobei Letztere zumeist den nationalen Halsring tragen.

ringe aus Gold und Erz [1]), so kann kein Zweifel an der allgemein verbreiteten Sitte ihres Gebrauches sein. Unter all den durchmusterten Beispielen entspricht aber keines genau dem Funde von Wald-Algesheim.

Der vierte der Goldringe ist gleichsam aus zwei glatten, 1/8" dicken Golddrähten und einem dazwischen liegenden geperlten Faden gewunden und nach seinem Durchmesser von 3½" für den Oberarm bestimmt. Er besteht aus feinem Gold, wiegt 4¹/₁₆ Loth altes Gewicht und entspricht einem Metallwerthe von 54⅙ Thalern.

Der kleine mit 5 bezeichnete Goldring hat keinerlei Bedeutung, er dürfte den untergeordneten Theil eines nicht gefundenen Schmuckstückes bilden. Auch die Reste des schwarzen Ringes sind ohne Belang; sie lassen nach dem Maasse ihrer Rundung — die Dicke beträgt ¼" — auf eine Grösse schliessen, welche dem gewundenen goldenen Armringe (I, 4) entsprach, und scheinen, gemäss dem auswärts herumlaufenden Falze, die Füllung einer dünnen metallischen, wahrscheinlich goldenen Verkleidung ausgemacht zu haben. [2])

Die Metallringe auf Taf. II sind wesentlich von einander verschieden.

Die Bronze-Ringe Taf. II, 1—4.

Die beiden unteren (3 u. 4), aus verzierten Perlen gebildet und 3²/₈" im Durchmesser haltend, entsprechen ähnlichen Ringen im Museum zu

1) Eine überaus grosse Anzahl derselben sah man auf der Pariser Ausstellung von 1867. Zwei goldene gallische Halsringe befinden sich im Musée Cluny (Nr. 2586 des Catalogs von 1855) und im Museum der kaiserl. Bibliothek zu Paris (Chabouillet, Nr 2567 des Catalogs von 1858). Letzterer ist publicirt von Longpérier im Bulletin des Athénéum français vom Juni 1856. Napoleon in der Geschichte Cäsars II p. 29 Anm. 1 sagt (in der Uebersetzung): Im Museum zu St. Germain sind Armringe und Ohrgehänge von ciselirtem Golde, die 1863 in einem bei Châtillon-sur-Seine gelegenen Grabhügel gefunden wurden. Vergl. Dorow. Denkm. Taf. XXIX, 6 und Opferstätten und Grabhügel u. s. w. I Taf. VI, 5; Wilhelmi, Beschr. der vierzehn alten Todtenhügel bei Sinsheim Taf. III; v. Sacken, a. a. O. Taf. XVI, 22; Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. I. VI. III und VIII. V; ferner Bd. I. XII. VI. Bd. II. V. VI und XII. IV u. s. w.

2) Der schwarze Stoff ist wesentlich von Gagat verschieden und dürfte, nach seinem Verhalten bei der Verbrennung, Erdpech sein.

Wiesbaden, im Musée Cluny zu Paris [1]), der Funde zu Hallstadt [2]) u. s. w., während die beiden oberen (1 u. 2) in Maass und Verzierung sehr abweichend erscheinen. Sie messen fast 5″ im Durchmesser und dürften demnach, wenn sie überhaupt getragen wurden, nur für kräftige männliche Oberarme bestimmt gewesen sein. Die getriebene Verzierung in dünnem Kupferblech (nicht Bronze), das auf einem eisernen Futter liegt, ist höchst eigenthümlich und auf beiden Ringen gleich. Auffällig erscheint daran besonders ein in seinen Balkenenden mäanderartig auslaufendes, sogenanntes gehenkeltes Kreuz, eine jener Formen ursprünglicher Entwickelung, die sowol im Orient und in Amerika, als in Italien von der ältesten Zeit an bis zu der Zeit der Katacomben [3]) vorkommen, und so oft in verwirrender Weise als Uebertragungen in der Entwickelungsgeschichte missbraucht werden.

Der Bronzeeimer Taf. III.

Als der durch seine geschmackvolle Form und stilvoll gehaltenen Verzierungen hervorragendste Theil des Opfergeräths muss der kleine zweihenklige Bronzeeimer gelten. Wie aus dem unteren Theil der Taf. III (1a) ersichtlich ist, legen sich die beweglichen Henkel, wenn sie nicht in die Höhe gehalten werden (wie bei 1), als Rand auf. Der Fuss bildet ein Stück für sich, und war durch Anlöthung mit dem Gefäss verbunden. In zarter, ciselirter Arbeit sind die Verzierungen hergestellt. Sie bestehen aus einem an das Ornament des Eierstabes erinnernden abschliessenden Bande, welches unterhalb der Henkel in eine reiche Arabeske übergeht. Aehnliche Eimer finden sich zwar auch unter den Hallstadter Funden [4]) und in manchen Museen, indess ist mir keiner von ganz gleicher Bildung bisher bekannt geworden. [5])

Die Bronzekanne Taf. IV.

Eine seltenere Form gewährt auch die grosse gehenkelte Bronze-

1) Lindenschmit, a. a. O. Bd. I. IX, 1 u. Bd. II. VI.

2) v. Sacken, a. a. O. Taf. XVI, 11.

3) de Rossi, Bulletin d'Archéologie chrétienne (Edition française) 1868. p. 91.

4) v. Sacken, a. a. O. Taf. XX. XXII und XXIII.

5) Nachträglich erhalte ich eine Notiz meines verehrten Freundes W. Helbig in Rom, dass sich ein ähnliches Eimerchen in Sovana in Etrurien befinde.

kanne der folgenden Tafel durch ihre lange und eigenthümlich geformte Ausgussröhre. Auf dem Fusse (Taf. IV, 1 b) und auf der Bauchfläche zeigt sie eine gravirte geometrische Verzierung, die in punktirten Linien ausgeführt ist. Reicher ornamentirt erscheint der Henkel, der nach oben in einen den Gefässrand erfassenden Schlangenkopf, nach unten als gebärteter Männerkopf (1 a) ausläuft. Ein einzeln gefundenes kleines, vierbeiniges Thier, dessen Aehnlichkeit zwischen Pferd und Esel die Mitte hält, und das vielleicht einen Maulesel vorstellen soll, wurde in der Meinung auf dem Deckel angebracht, dass dies seine ursprüngliche Stelle sei. Unter den Füssen befinden sich nämlich kleine Zapfen zum Einstecken und Befestigen auf einer Metallfläche, welche es zweifellos lassen, dass das kleine Gebilde als aufrecht stehende Verzierung benutzt war. Da nun eine Menge, besonders etruskischer, Graburnen [1]) solche Thierbilder auf ihren Deckeln trägt, so steht wol kein Bedenken der erwähnten Verwendung entgegen. Zur Befestigung des zum Auf- und Zuklappen bestimmten Deckels, diente eine auf dem Rande des Gefässes noch sichtbare Oese. Hervorgehoben zu werden verlangt noch die Eigenthümlichkeit der technischen Herstellung. Der gegossene Fuss, Rand und Henkel sind nämlich durch deutliche, auch auf der Abbildung erkennbare Nietnägel an dem Gefässkörper aus geschlagenem Bronzeblech angeheftet. Dieser besteht aus zwei auf einander gestellten, innen durch starke Löthung und hervorstehende Dornen verbundenen Hälften. In der Kanne befanden sich, ausser der eingefallenen Erde, Reste von Pech [2]).

---

1) Viele Beispiele gibt Micali in seinen Monumenti inediti.

2) Eine früher auf meinen Wunsch von Hrn. Prof. Landolt vorgenommene Untersuchung des Inhaltes der grossen Bronzeurne von Weisskirchen ergab ebenfalls Pech, und zwar bestand die ganze Füllung aus demselben. Meine damalige Vermuthung, dass dieses wol beim Leichenbrand zur Vermehrung des Feuers gedient habe, veranlasste Hrn. Prof. Landolt weiter zu bemerken, dass, da das aus Nadelhölzern gewonnene, ursprünglich flüssige Pech erst durch Destillation mit Wasser fest werde, aber auch bei längerer Aufbewahrung sich verdicke, nicht unwahrscheinlich die erzenen enghalsigen Grabgefässe (wie z. B. das gegenwärtige) zur Aufbewahrung des flüssigen Pechs bestimmt gewesen sein dürften.

Unter den übrigen Fundstücken erregten das meiste Interesse der Beschauer, jene bereits erwähnten Hörner von Bronze, die man geneigt war für die verzierten Schnäbel eines Pferdehamens zu halten. Selbst in dem Falle, dass diese aus Bronzeblech getriebenen Aufsätze, wie man behauptet, ursprünglich eine feste Holzfüllung besassen, vermag ich dieselben hierfür doch nicht stark genug zu erachten; sie sind zu zierlich, um dem angegebenen Zwecke gedient haben zu können. Man muss sich desshalb nach einer anderen Verwendung umsehen. Wer dem im Artillerie-Museum zu Paris aufbewahrten Helm aus Canosa[1]) mit den beiden aufgenieteten Hörnern einige Aufmerksamkeit widmet, und dazu sich der Worte Diodors erinnert, wonach die Helme der

Reste eines Helms (Taf. V u. VI. 1. 2. 2a. 3).

Eine Stütze gewinnen diese Vermuthungen durch die Untersuchung des Wald-Algesheimer Gefässinhaltes, welche Hrn. Prof. Aug. Kekulé vorzunehmen die Güte hatte. Derselbe sagt: Die, neben dem durch Regen und Wässer in die Kanne gelangten Thon, in derselben aufgefundene brennbare, erdige Materie ist durch lange Einwirkung der Luft verändertes Pech. Ich denke mir dabei noch Folgendes: Die Kanne enthielt seiner Zeit ein rohes Destillationsprodukt von Kiefernholz, also rohes Terpentinöl. Sie wurde fast ausgegossen. Aus den auf dem Boden und an den Wänden haftenden Tropfen entstand dann zunächst durch Verdunstung und Veränderung ein colophoniumartiges Pech, aus diesem durch weitere Einwirkung der Luft die heutige erdige Substanz. Da nur wenig Pech vorhanden war, so ist Alles in erdige Materie umgewandelt und kein Pech als solches mehr übrig. Wo eine nur dünne Pechschicht an der Gefässwand haftete, blieb sie länger hängen und bildete beim Abfallen die auf einer Seite grün gefärbten Blättchen. Dickere Tropfen lieferten zunächst ein erdiges Pulver oder die grösseren Bröckchen.

1) Abgebildet in der Franck'schen Photographien-Sammlung: L'art ancien unter Nr. 702 betitelt: Casques étrusques, appartenant au Musée d'Artillerie. Paris 18 Rue Vivienne. Bei Lindenschmit I. B. III H. Taf. II. Aehnliche Helme mit Antennen befinden sich im Museum zu Mainz, im Medaillencabinet und im Louvre zu Paris, auf den Reliefs des Grabmonumentes von St. Remy u. s. w. In der fleissigen und sorgfältigen Arbeit von Charles de Linas: Armures des Hommes du Nord. Les Casques de Falaise et d'Amfreville (Paris bei Didron 1869), auf welche wir hiermit in Deutschland aufmerksam zu machen für Pflicht halten, wird p. 15, 54 u. 55, über die mit Hörnern und Thierfiguren bekrönten Helme weitläufig verhandelt, eine symbolische Bedeutung für diese Abzeichen verlangt und ihr Ursprung dem Orient zugewiesen.

Gallier hoch emporragende Aufsätze, Hörner oder Gesichter von Thieren trugen[1]), wird die dadurch von selbst hervorgerufene Vermuthung kaum abzuweisen vermögen, dass auch die Hörner von Wald-Algesheim zu einem Helmaufsatz gehörten. Schaut man dieselben im Zusammenhang mit anderen Bruchstücken näher an, so gewinnt man die weitere Ueberzeugung, dass das reich ornamentirte Zierstück in Medaillonform (Taf. V u. VI, 1) von durchbrochener und ehemals theilweise emaillirter Arbeit, wie das breite getriebene Band (Taf. V u. VI, 3), mit den Hörnern früher ein Ganzes und zwar gerade einen stattlichen Helm bildeten. Darauf deutet nämlich das gleiche Vorkommen derselben verschlungenen fadenförmigen Verzie-

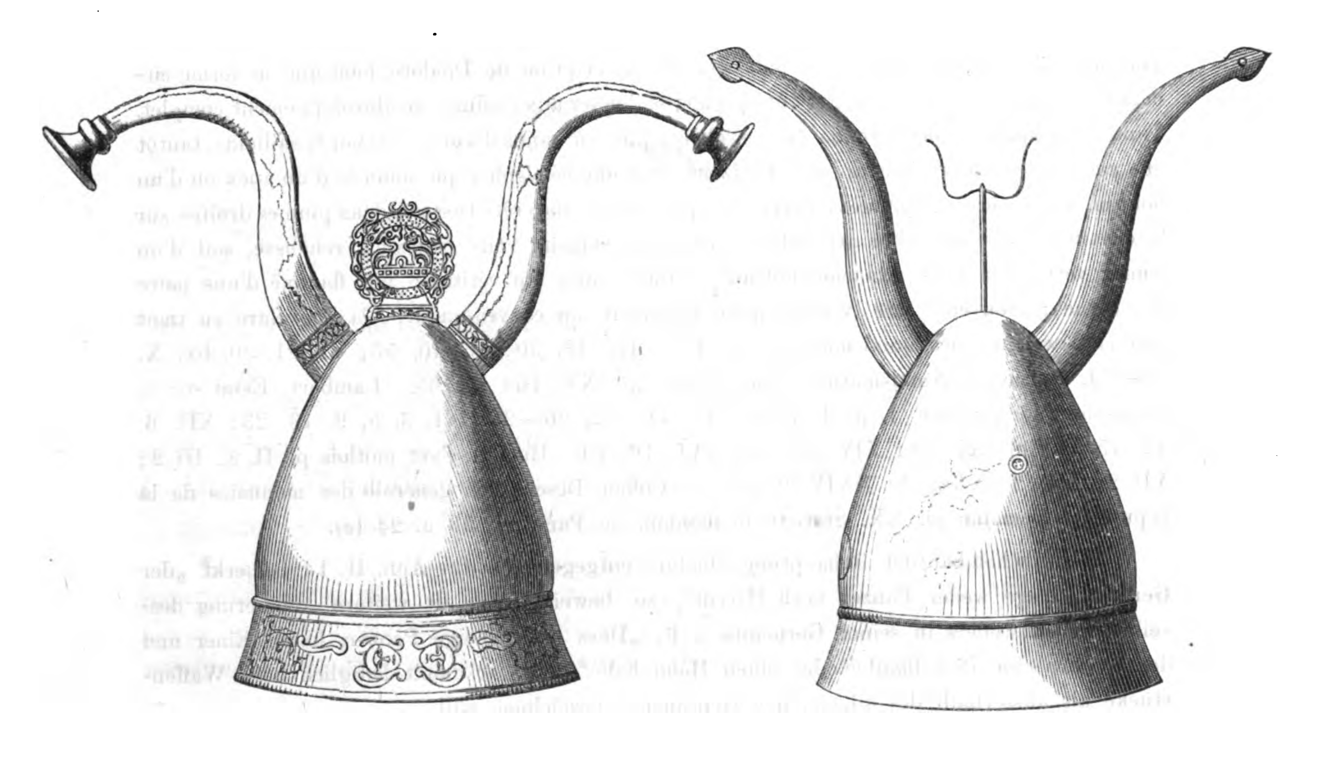
---

1) Diodor V. 30: *κράνη δὲ χαλκᾶ περιτίθενται μεγάλας ἐξοχὰς ἐξ αὑτῶν ἔχοντα καὶ παμμεγέθη φαντασίαν ἐπιφέροντα τοῖς χρωμένοις. τοῖς μὲν γὰρ πρόσκειται συμφυῆ κέρατα, τοῖς δὲ ὀρνέων ἢ τετραπόδων ζῴων ἐκτετυπωμέναι προτομαί.* Als Illustration Diodors lassen wir folgende Stelle aus dem Buche von Linas folgen: Les spécimens de casques gaulois, offerts par la numismatique, s'accordent à peu près avec la description de Diodore, bien que la forme circulaire des médailles n'ait pas toujours permis de donner aux coiffures un développement complet. Tantôt une simple calotte ronde ou cervelière, plus ou moins décorée, à rebords saillants, tantôt une sorte de petasus à larges bords horizontaux, coiffe hémisphérique sommée d'un apex ou d'un bouton accosté de deux plumes en accolade, quelquefois une crête basse et deux plumes droites sur le devant; tantôt un timbre arrondi au type grec, romain, voire étrusque, rehaussé, soit d'un cimier vertical, soit de panaches flottants; tantôt enfin, un véritable pot flanqué d'une paire des cornes: souvent, une visière, plus rarement un couvre-nuque, la chevelure en tient lieu (Lelewel, Etudes numismatiques pl. I, 7; III, 48, 50; IV, 40, 56; VI, 21, 30, 40; X, 49—54. Hermand, Numismatique gallo-belge pl. XV, 164 u. 165. Lambert, Essai sur la numismatique gauloise I. pl. I, 11 u. 21; IX, 12, 26—28; XI, 3, 5, 9, 13, 23; XII, 6, 12, 15. II. pl. XI, 15; XIV, 15, 16; XVI, 16, 19. Huches, l'art gaulois pl. II, 2; III 2; VII, 2; XX, 2; XXII, 1; XXIV, 2 u. s. w. Cohen, Description générale des monnaies de la république romaine pl. XX. Statistique monum. de Paris pl. 23 u. 24 (e).

Wenn scheinbar der Behauptung Diodors entgegen, Tacitus Ann. II, 14 bemerkt „der Germane trage weder Panzer noch Helm", so beweist doch die weitere Aeusserung desselben Schriftstellers in seiner Germania c. 6: „Dass nur Wenige Panzer, kaum Einer und der Andere eine Pickelhaube oder einen Helm habe", dass er damit lediglich beide Waffenstücke als ausserhalb des allgemeinen Gebrauches bezeichnen will.

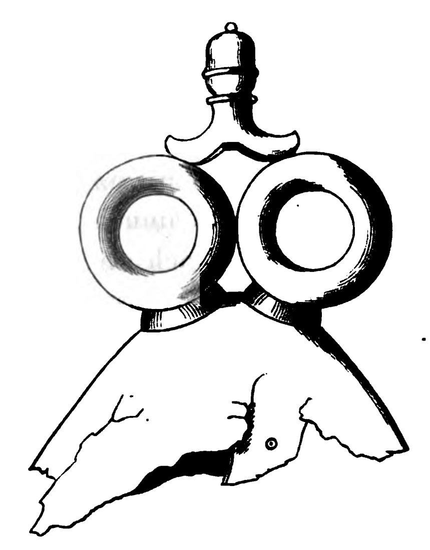
rungen getriebener Arbeit an allen drei Gegenständen hin: an den vier bügelförmigen Feldern der Umrahmung der Zierscheibe, an der Basis dieser wie derjenigen der Hörner und auf dem Bande; ein gleiches geripptes Bändchen diente den beiden letztgenannten Theilen zur Einfassung.

Auch die Art, wie diese drei Fragmente zusammen gehören, ergibt sich aus deren Betrachtung sehr bald. An der untern Fläche und den Schmalseiten des kleinen Sockels der Zierscheibe sieht man deutlich die nach auswärts zerstörten Einlagen von eisernen Dornen, welche zweifellos beweisen, dass das Schmuckstück durch diese mit einem Untersatze, auf welchem es senkrecht ruhte, verbunden war. Dasselbe findet desshalb, in der neben dem Helme von Canosa im Holzschnitt beifolgenden Restauration, auf der Spitze des Helmes zwischen den Hörnern, wo sich die eisernen Dornen unten mit dem runden Körper des Helmes selbst, seitlich mit den Hörnern verbinden, gewiss seine ursprüngliche Stelle.



Helm von Wald-Algesheim. Helm von Canosa.

Zu der Wahl dieser Stelle leitete noch ganz besonders der Anblick eines gallischen Bronzehelms von Essey-les-Nancy in Frankreich, der auf seiner Spitze einen ganz ähnlichen Schmuck, nämlich zwei durch eine Eichel vereinigte und bekrönte Ringe trägt, welche ebenso wie der Helmschmuck von Wald-Algesheim durch eiserne Nieten und Bänder mit der Helmhaube verbunden sind. [1]) Wir lassen zur Erläuterung auch diesen Helm oder vielmehr den noch vorhandenen Rest desselben im Holzschnitte folgen.



Helm von Essey-les-Nancy.

In Betreff der Verwendung des breiten Bandes (Taf. V u. VI, 3) sind gleichfalls kaum Zweifel vorhanden. Die deutlich wahrnehmbare Rundung seiner Fragmente weist von vorn herein auf eine berandende Anbringung hin. Welcher Art diese war, geben ausser dem abgebildeten Pariser andere italische, wie in Frankreich und Deutschland vorfindliche Helme, durch ein rund herum laufendes Schirmband, welches sich mitunter vermittelst

1) Die fehlenden, aber mit Nothwendigkeit sich ergebenden Theile der Helmfragmente 1. 2. 3. haben wir auf der Tafel V. u. VI. durch punktirte Beizeichnung ergänzt.

2) Abgebildet im Journal de la Société d'archéol. lorraine von April 1868 u. bei Linas a. a. O. p. 16 Pl. 111. 2.

seitlich herabhängender Wangenbänder[1]) in einen Stirn- und Nacken-Schirm theilt, unverkennbar an die Hand. Sicherlich gehört unser Erzband zu einem solchen: entweder wie beim Helm von Canosa als ein ungetheilter rundlaufender Schirm, oder durch Wangenbänder für Stirn und Nacken getheilt. Im letztern Falle würde der mittlere Theil mit den sich gegenüberstehenden Gesichtsmasken als der figürlich ausgezeichnetere wol für das Stirnband herauszuheben, und die aneinander zu schiebenden Endstücke zum Nackenschirm zu bestimmen sein; endlich die Fragmente 8. 9. 10 den Wangenstücken angehören, zu deren Zusammenfügung unter dem Kinn mit Hülfe eines Lederriemens vielleicht die Bronzeschleifen Taf. II, 7 u. 8 dienten[2]). — Ausser den durchbrochenen Verzierungen am mittlern Helmaufsatz und dem schönen getriebenen am Stirnbande, dürfte auch Schmuck von Gold und Emaille dem Helme nicht gefehlt haben. Nach an antikem Goldschmuck gemachten anderweitigen Beobachtungen[3]), lassen kleine Rosetten von weissem Kitt, welche, stets zu dreien, gleichsam als Knotenpunkte an den eben erwähnten Bronzeschleifen in das zu diesem Zwecke ausgetiefte Metall eingelassen sind, eben solche grössere Rosetten innerhalb der obern Ausmündungen der Hörner (Taf. V. VI 2 b)[4]), und endlich aufgelegte Punkte des Helmschmuck-Medaillons auf einen ehemals vorhan-

---

1) Solche Wangenbänder zeigen sowol etrurische als nordische Helme, wie man am Kürzesten aus den Abbildungen bei Lindenschmit Bd. I, H. III T. II u. H. IX Taf. V ersieht.

2) Der Zweck der beiden ganz gleichen grösseren Schleifen (Taf. II, 5. 6) bleibt noch zu bestimmen. Vielleicht waren sie Halter der Zügel am Pferdezaum. Fasst man jedoch den Umstand ins Auge, dass an allen vier Gehängen keine Anzeichen der ehemaligen metallischen Verbindung mit den Wangenbändern des Helmes und dem Pferdezaum zu erkennen, sondern die Rundungen ganz glatt und nur an den kleinern Exemplaren oben abgeschliffen sind, so wird man alle vier Bronzen lediglich für frei hängende Verzierungen halten müssen, wie sie an Pferdegeschirr häufig vorkommen.

3) Aehnliche Folien von weisser Kittmasse befinden sich z. B. unter den p. 6. Anmerkung 3 erwähnten Goldresten von Schwarzenbach.

4) Die Figur 2 c gewährt die Ansicht einer Rosette innerhalb der Hörner von oben gesehen.

denen dünnen Goldüberzug schliessen.[1]) Emaille scheint zur Ausfüllung der beiderseits im Rahmen der Helmrose befindlichen vier Rinnen verwendet worden zu sein. Was sollten sonst die diese Rinnen von einander trennenden siebartig durchlöcherten Böden für einen andern Zweck gehabt haben, als denjenigen von beiden Seiten flüssig eingegossenem Schmelz zur Befestigung zu dienen?

Fibula. Taf V u. VI. 5.

Auf eine Füllung mit Emaille deuten noch ausserdem die ausgetieften kleinen Felder an den Ecken und in der Mitte einer durchbrochenen Fibula von Bronze.[1]) Leider ist das Schmelzwerk an beiden Gegenständen bis auf die letzte Spur herausgefallen und verschwunden. Es lässt sich desshalb über seine Art nichts Näheres besagen; und doch wäre es gerade für die Entwicklungsgeschichte der Kunstgewerbe von besonderer Wichtigkeit, über die Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit der nordischen Emaille gegenüber den bunten Kitt-Ausfüllungen römischer und nordischer Technik und den edelsteinfunkelnden Glasflüssen der späteren byzantinischen Schmelzarbeiten Zuverlässiges festzustellen. Philostrat scheint den Celten schon die letzteren vollständig zuzuschreiben, denn seine Aussage: „dass die am Ocean wohnenden Barbaren, (unter denen man nach einschlägiger Stelle des Plinius die Celten zu verstehen hat), das Erz am Zaumzeug ihrer Pferde mit eingeschmolzenen steinhart werdenden Farben schmückten[3]), — ist im Wortlaut nicht anders zu verstehen. So weit indessen meine Kenntniss gallischer, überhaupt nordischer Bronzen mit eingelassenem Farbenschmuck

---

1) Auf den durchbrochenen Ornamenten im Rahmen der Helmrose befinden sich zu beiden Seiten der obern Mitte kleine für den Goldbelag bestimmte Rosetten, denen sich gewiss andere in den zerstörten Theilen anreihten.

2) Bei der Zeichnung ist es übersehen worden, auch das mittelste runde Feldchen, gleich den vier Eckfeldchen als vertiefte Fläche zu behandeln und die in allen fünf vorhandenen kleinen Durchbohrungen anzudeuten, welche dazu dienten, das zarte Zierstück auf einer stärkern Metall-Unterlage zu befestigen.

3) Philostrat, Icon. lib. I c. XXVIII; Vitae Soph. (Polemo) und Plinius lib. IV, CXXX.

an Fibeln, an dem Bronzekessel von Bartlow [1]) in England, der Schöpfkelle von Pyrmont [2]) und dem Gefäss aus dem Torfmoor von Maltbock [3]) reicht, steht dieselbe oft einer erhärteten bunten Kittmasse näher, als den funkelnden Glasflüssen aus Byzanz. [4])

---

1) Abgebildet Pl. B in Labarte's Recherches sur la peinture en émail und in dessen Histoire des arts industriels. Album Taf. 100 u. Tom. III p. 509. Nach einer mir aus England zugekommenen Mittheilung, ist die von Labarte und Anderen ausgesprochene Nachricht vom Untergange des Bronzekessels von Bartlow eine irrige, indem sich derselbe wiedergefunden hat.

2) Veröffentlicht XXXVIII Jahrb, d. Vereins v. Alterthumsfr. Taf. I. p. 47.

3) Mitgetheilt im Jahrg. 1868 der Mémoires de la Societé royale des Antiquaires du Nord. Das Gefäss befindet sich im Museum zu Copenhagen.

4) Labarte erörtert, dass nach der geographischen Anschauung zur Zeit Philostrats, wie man sie in der citirten Stelle bei Plinius ersehe, als celtisch der zwischen Seine und Garonne befindliche Theil Galliens zu verstehen sei, mithin hier die Wiege der abendländischen Emaille sich befinde. Freilich England billige dies nicht, sondern beanspruche nach der grossen Zahl von Funden den dortigen Ursprung; die Deutschen könnten natürlich keinen Anspruch erheben, diese Kunst als in ihrem Lande zuerst geübt zu betrachten, weil sich bisher kein dafür zeugendes Denkmal in jenen dem Rheine benachbarten Provinzen vorgefunden habe. Um diese Behauptung aufrecht zu erhalten, wird dann die von mir als ein hervorragendes Denkmal der römisch-gallischen Emaillirkunst herausgegebene Schöpfkelle von Pyrmont für ein mittelalterliches Werk des 11. Jahrhunderts ausgegeben. Linas in seinem angeführten Buche „Les Casques" p. 48 nennt dieselbe sogar unes merveilleuse patère de style persan!! Obgleich nun früherhin Lindenschmit und neuerdings Otte (p. 333 im IV. Heft III. Jahrg. von Zahn's Jahrbüchern der Kunstwissenschaft) entschieden für meine Meinung gallo-römischen Ursprungs sich ausgesprochen, so braucht man nur die Form des Pyrmonter Gefässes mit den vielen ganz gleichen Gefässformen von Metallgeschirren im Museum Gregorianum, im Berliner Museum (besonders unter den Stücken des Hildesheimer Silberfundes) und anderwärts zu vergleichen, um jeden Zweifel an antikem Ursprung auszuschliessen. Die Pyrmonter Schöpfkelle bildet mit den Gefässen von Bartlow und Maltbock eine untrennbare Gruppe durchaus verwandter Arbeiten. Einen hervorragenden Emaillenfund von zwei kleinen Metallvasen aus einem Grabe zu Gladbach (Land der Ubier) wird unser verehrter auswärtiger Secretair in Crefeld Hr. Dr. Rein im 51. Jahrbuch veröffentlichen. Dieser in einem angeblich römischen Grabe gemachte Fund beweist dadurch noch keineswegs römische Fabrikation. Denn warum sollten nicht die römischen Colonisten im ubischen Lande die einheimischen Producte verwendet haben.

Gürtelschnalle von Bronze. Taf. V u. VI. 4. 6.

Von ähnlicher durchbrochener Arbeit wie die Fibula ist das Schild einer wohlerhaltenen Bronzeschnalle (Taf. V u. VI, 4). Reste, welche diesem in jeder Art entsprechen (Taf. V u. VI, 6), lassen vermuthen, dass die gesammte Schnalle aus zwei an den Enden des Gürtels befestigten und in einander greifenden gleichen Schilden bestand. Die Formbildung des einen erhaltenen Schildes entspricht einer solchen Annahme der Gürtelbefestigung und Einhakung.

Zwischen den drei verwandten gleichzeitig vorkommenden Verzierungsarten metallischer Kunstwerke, den musivisch eingelassenen, meist rothen, tafelförmigen Plättchen von Edelsteinen oder Glas, der Emaille und den Kittfüllungen, findet bei den Gelehrten oft durchaus keine scharfe Unterscheidung statt. Freilich ist diese Unterscheidung auch mitunter äusserst schwierig. Gesteht doch selbst mein hocherfahrner Freund Lisch (Mecklenburg. Jahrb. Jahrg. 33 p. 131), dass er zwischen Kitt und Emaille nicht unterschieden habe. Das weist darauf hin, dass diese Verzierungsarten, die eine aus der andern, hervorgegangen sind. Die älteste dürfte die Einlegung flacher Edelsteine und Glastäfelchen sein, welche aus römischer Uebung zu den Franken gelangend, dort bis zum 10. Jahrhundert als allgemeine Schmuckart blühte. (Das grösste Prachtwerk dieser Technik, der dem 10. Jahrh. angehörende Egbertschrein zu Trier, findet sich Taf. LV p. 79 ff. d. III. B. m. rhein. Kunstdenkmäler publicirt.) Den orientalischen Ursprung, den ich gegenüber dem germanischen (Lasteyrie, Description du trésor de Guarrazar 1869) aufstelle, beweisen nicht nur ägyptische Schmuckgegenstände (vergl. Kugler, deutsches Kunstblatt, Jahrg. 1858 p. 66), sondern neuerdings auch eine in der Pfalz gefundene vom Museum zu Wiesbaden erworbene goldne Schnalle mit Sassanidenschrift aus dem 3. Jahrhundert. Edelsteine, welche neben und mit Emaillen an ein und denselben ägyptischen Schmuckgegenständen vorkommen, legen es wol nahe anzunehmen, dass letztere die Nachahmung der ersteren sind, und nur die Technik noch nicht alle Farben der Steine nachzuahmen verstand. Den umgekehrten Schluss (Linas, Orfévrerie mérovingienne, 1864) vermag ich nicht zu theilen. — Emaillen sind in Rom, d. h. Italien, bis zum 3. Jahrhundert nicht nachzuweisen (Labarte, Histoire des arts industriels III p. 501), was mir so eben noch eine in die Vereinssammlung gelangte Fibel mit Kittausfüllung aus den Katacomben v. S. Agnese bestätigt. Ich neige mich deshalb mit Laborde (Notice des emaux 1852) zu der Annahme, dass die nach Philostrat im Norden geübte Kunst des Emaillirens, deren Fortdauer doch keineswegs von der Invasion der Römer Beeinträchtigung erfuhr, das Vorbild für die vielen mit buntem Kitt verzierten und in allen römischen Ansiedelungen gefundenen Fibeln und Zierscheiben und in weiterer Entwickelung der römischen Emaille wurde.

Bronzeringe u. gl. Taf. V. u. VI, 7. 13. 11. Eine Anzahl Bronzeringe verschiedener Grösse (Taf. V u. VI, 7. 13), Ringhaken (12) und ein Knopf desselben Metalles (11) entziehen sich einer genaueren Angabe ehemaliger Bestimmung, wenngleich es nahe liegt sie für Theile des Pferdegeschirres und Kriegswagens zu halten, auf Pferdegebiss Taf. V. VI, 14. welche das eiserne Pferdegebiss (14), der Zügelhaken desselben (15) und der $1^1/_4$" breite, beinahe 3' im Durchmesser haltende eiserne Radreifen hinweisen.[1])

5.

Wenn beim Eingang dieser Arbeit von der auffallenden Erscheinung, in den Gräbern des kleinen Gebietes der Saar und Nahe verhältnissmässig so vieles Geräth von Gold und Erz zu finden, ausgegangen wurde, so liegt es derselben nach der Betrachtung der Fundstücke von Wald-Algesheim nun ob, die Gemeinsamkeit des Charakters aller Fundstücke hervorzuheben, und aus diesem ihre Herkunft und die Ursache ihres häufigen Vorkommens klar zu stellen.

Schon Eduard Gerhard hatte das nach der Vollendung seiner Technik bedeutendste Fundstück, die Amphora von Schwarzenbach, für etruskisch erklärt, und Panofka dann zuerst auf deren Aehnlichkeit mit einer Amphora von Vulci hingewiesen. Heutzutage kann es kaum noch einer Frage unterliegen, dass alle die aufgezählten Grabfunde mit Einschluss solcher einiger benachbarten Gebiete[2]) im Grossen und Ganzen ein vollständig etruskisches Gepräge tragen, und einen Zusammenhang der transalpinischen und etrurischen Handels- oder Industrie-Verhältnisse bekunden.[3]) Freilich so weit darf man bei dieser

1) Wie schon anfänglich p. 5 u. p. 6 erwähnt wurde, fanden sich eiserne Radreifen auch in den Gräbern zu Gallscheid und Remmesweiler. Ebenso in Merten. Vergl. Schmitt, der Kreis Saarlouis 1850 p. 23.

2) Besonders der Goldfunde zu Nierstein und Dürkheim. Vgl. Lindenschmit B. II H. II Taf. I u. II u. H. IV Taf. II.

3) Dem Phönizischen Handel zum Norden, der vorzüglich auf der thatsächlichen Ausnutzung der englischen Zinnbergwerke durch die Phönizier beruht, wird neuerdings der Import religiöser Ideen und Bronzegeräthe nach Scandinavien zugewiesen, besonders in

Wahrnehmung vorläufig noch nicht gehen, dass man alle in etruskischem Genre gearbeiteten Gegenstände nun auch ohne Weiteres, ohne durch Anstellung eingehender Vergleichungen geschehene Auswahl für etruskisch ausgibt, und zu deren Bezug Handelsverbindungen zwischen Etrurien und dem Norden Europas als ganz ausgemacht und bekannt voraussetzt, anstatt diese durch historische Belege näher zu erweisen. Die Sage der grossen heiligen Handelsstrasse über die Alpen mag begründet sein, und ich zögere nicht, auch an dieselbe wie überhaupt an

---

Nilsson's Bronzealter 1863—66. — Wiberg (Der Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, 1867, und im Archiv für Anthropologie IV. p. 11 ff.), wie Lindenschmit (ebendaselbst und Alterthümer der heidnischen Vorzeit B. I H. II Taf. III B. II H. II Beilage I u. H. III Beilage) vertreten die etrurischen Handelsverbindungen. Ersterer gibt dafür einige Beweisstellen aus den alten Schriftstellern, die indessen ohne durchschlagende Bedeutung sind; Letzterer sieht den etrurischen Import als ausgemachte Sache an, und beschränkt sich deshalb auf die in Betracht kommenden Funde. Ottfried Müller, auf dessen Aussprüche es hier vor Allem ankäme, hält (Etrusker, 1828 B. I p. 280) den Landhandel der Etrurier auf einem durch lange Gewohnheit befestigten Handelswege von den Küsten des Baltischen Meeres nach dem circumpadanischen Etrurien für wahrscheinlich, weiss aber direkte Beweise dafür auch nicht beizubringen und stützt sich lediglich auf die Conclusion, dass der Bernsteinhandel den Landweg zurückgelegt, und die Sage einer heiligen Strasse über die Alpen bestanden habe. Belloguet III p. 490 vermag von etrurischem Importhandel gar nichts zu vermelden. Man hat sich wol auf Plinius Worte: Signa tuscanica per terras dispersa berufen, indessen gewähren sie keinen Beweis, weil Plinius, Hist. nat. lib. XXXIV, 16, hier lediglich von Bildsäulen spricht, und man dabei ebensowol an die in den Fabriken überhaupt allgemein gewordene Mode des etrurischen Geschmackes, als ausschliesslich an etrurische Fabrikate denken kann. Lediglich die Funde entscheiden zu lassen, geht so wenig für das phönizische, wie für das etrurische System an. Sie gewähren als solche keine Auskunft über die Art ihres Bezuges und können deshalb als Beweise des Handelsverkehrs, lediglich wegen ihrer Formgebung, noch nicht angesehen werden, selbst wenn sie in den Alpenpässen (Archiv f. Anthropologie IV p. 20) gefunden werden. Liesse sich doch gerade diesem Argument vom Standpunkt historischer Kritik entgegenstellen, dass das Volk der Etrusker von den Alpen herunterstieg, als es jenseits des Po seine Wohnsitze wählte. — Den überseeischen Handel mit Gallien (Cäs. V, 24) vermittelte in den Zeiten vor dessen Eroberung durch Cäsar besonders Massilia.

die Uebertragung der Cultur aus dem Orient zum Occident zu glauben, aber historisch erwiesen ist sie so wenig, als die phönizischen Bezugsquellen nordischen Erzgeräths. [1])

Eine genaue Prüfung und Vergleichung der verschiedenen Fundstücke untereinander zeigt, dass dieselben in Bezug auf die Art und das Verständniss der angewandten Verzierungsformen durchaus ungleich sind und nicht in eine Kategorie zusammengeworfen werden dürfen. Raum und Material mangeln an dieser Stelle zu sehr, um durch Einzeluntersuchungen die etrurische Frage weiter zu verfolgen, indessen sei es zum Beweise des Gesagten nicht unterlassen, auf die ausserordentliche Verschiedenartigkeit der Art und der Behandlung des Ornamentes der einzelnen Fundstücke und zwar oft ein und desselben Fundes hinzuweisen. Stellen wir z. B. in dieser Rücksicht die Amphora und den Goldschmuck des ersten Grabes von Schwarzenbach gegenüber, so finden wir an ersterer ein volles Verständniss in der Behandlung der gewählten Verzierungen vorwalten, während am Goldsckmuck dieses Verständniss vermisst wird. Hier sieht man den zum Auflegen gedachten geperlten Filigranfaden in getriebene Arbeit umgesetzt, wodurch er den Sinn seines Wesens als aufgelegter Faden verliert; die irrende Labyrinthlinie des Mäanders, deren Gedanke gerade darin besteht, dass sie ununterbrochen bleibt, in Stücke zerrissen. Noch viel auffälliger ergibt sich dieser Unterschied aber aus der Betrachtung der Wald-Algesheimer Bronzen in Bezug auf die Art des Ornamentes. Den etruskischen Charakter der Kanne, des Eimerchens, der angebrachten Masken am Goldschmuck und Stirnband des Helmes zu bestreiten, kann Niemand beifallen; sofort aber tritt dem Kennerauge der Unterschied dieses Verzierungsstiles von dem der verschlungenen Linienornamente der Helmzierathen [2]) entgegen, die sich als eine bis zu den Franken weiter entwickelnde

1) Vgl. Jahrb. XVIII Taf. IV, 4 u. Taf. VI, 1. 8. 9. Voraussichtlich bringe ich im 51. Bde. der Jahrbücher die neue Veröffentlichung der Schwarzenbacher Goldreste. Vgl. p. 6. Anmerkg. 3.

2) Am Fusse der Helmrose und der Hörner und des Schirmes Taf. V u. VI 1. 2 a. 3.

eigenthümliche transalpinische Schmuckart zu erkennen geben. Wir befinden uns also hier offenbar vor einer Mischung fremder mit einheimischen Charakteren.

Solche Wahrnehmungen führen folgerichtig darauf hin, dass man es bei unseren Funden wahrscheinlich ebensowol mit etrurischen Originalen, als mit deren einheimischen Nachahmungen und Weiterbildungen zu thun hat. Zweifelsohne sind viele Originalwerke aus den ausserordentlich productiven italischen Werkstätten über die Alpen gelangt, aber sicherlich nicht so viele, um in seinem vollen Umfange das Bedürfniss des öffentlichen Lebens zu befriedigen. Wäre dieses der Fall gewesen, wie viel auffälliger würde es zu Tage treten, und alsdann ein steter ununterbrochener wie bedeutender Handelsverkehr kaum in den Berichten Caesars und der Späteren fehlen können. Diese Berichte sagen uns aber ausdrücklich, dass unsere Vorfahren geschickte Metallarbeiter und Erfinder in diesem Zweige gewerblicher Kunst und besonders ausgezeichnet waren durch ihr Geschick, Alles nachzuahmen und selbst zu thun, was sie von Anderen sahen.[1]) Beachtet man dazu den bezeugten Metallreichthum,[2]) so wird die Annahme nicht

---

1) Caesar VII 22. Livius XXXVI spricht ausdrücklich von gallischen Metallgefässen.

2) Das Gold, welches nach Diodor V, 27 u. Strabo lib. III u. IV besonders in Gallien in bedeutender Masse vorhanden gewesen sein muss, gewannen die Bewohner als geschickte Bergleute theils aus den Minen ihres Landes, theils aus den damals sehr goldreichen Flüssen, besonders den Alpenbächen (Posidonius bei Athenäus VI p. 233 d.), dem Rhein, dem Tarn (Ausonius Mosella v. 465) u. s. w. Goldminen der Tarbeller im Lande Dax und das Gold der Cevennen erwähnt Strabo; ebenso Plinius XXXI, 23 Bergwerke im spanischen Galicien. Die Regierungen von Baden und Bayern unterhalten heutzutage noch Goldwäschereien im Rheine. Wenn schon Tacitus im Agricola c. 12 sagt: Fert Britannia aurum et argentum et alia metalla pretium victoriae, — so darf hier besonders auch noch auf den grossen Goldreichthum Irlands wie auf die zahlreichen aus irischem Golde gefertigten antiken Schmuckgegenstände hingewiesen werden. Soll doch das Dubliner Museum allein mehr an antikem Goldschmuck enthalten, als die Museen von Berlin, Stettin, Kopenhagen, Stockholm und Christiania zusammen. Man vergl. die Auslassungen von Runge und Nöggerath in Westermann's Monatsheften 1862. p. 380 u. 435.

allein natürlich, sondern nothwendig erscheinen, dass sich die Nachahmung solcher importirten Metallarbeiten bemächtigte, die wie die etruskischen den für das Bizarre empfänglichen Sinn sympathisch berührten. Es müsste doch auch wunderbar zugegangen sein, und bliebe kaum zu verstehen, wenn ein geschicktes, mit Metallen versehenes Volk fortdauernd auswärts eherne Geräthe bezogen hätte, ohne jemals selbst Hand an deren nachahmende Verfertigung zu legen. Die Weiterarbeit in dem durch etruskische Vorbilder eingeführten Geschmack, seitens einer mit Metall und Geschick ausgestatteten Bevölkerung, tritt hierdurch in den Vordergrund der Betrachtung. Vermag man dieser Anschauung beizustimmen, was von weiteren Untersuchungen mehr oder weniger abhangen wird, so führt die Thatsache des Fundes vieler ähnlichen Gegenstände auf dem kleinen Gebiete, welches von Wallerfangen bis Bingen von einer ganzen Reihe kleinerer und grösserer Kupferbergwerke besetzt ist, von selbst zur Folgerung alter Metallwerkstätten. Und diese Folgerung bleibt nicht erweislos. Ob noch heutzutage in jener Gegend der Kohlen und des Eisens Gold in den Bächen vorkommt, dessen gewerbliche Nachsuchung freilich längst aufgehört hat, mag dahin gestellt bleiben, [1]) denn

---

1) Mein hochverehrter Freund, unser Vereinspräsident Berghauptmann Nöggerath hatte die Güte mir zu dieser Stelle folgende Note zu überreichen:

Es verdient bemerkt zu werden, dass gerade in dem Gebiet, worin die ausgezeichneten alterthümlichen Schmuckgegenstände von Gold in so grosser Anzahl vorgefunden worden sind, auch das Vorkommen von gediegenem Golde auf sekundärer Lagerstätte, als Geschiebe von nicht ganz geringem Gewichte, nachgewiesen ist. Ich habe schon vor vielen Jahren über zwei dieser Fundorte mehrere ausführliche Nachrichten veröffentlicht. Sie sind enthalten in dem von mir herausgegebenen Werke: Das Gebirge in Rheinland-Westphalen, Band. I S. 141 ff. (1821) und in Schweigger und Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chemie und Physik, Band XX S. 259 ff. (1827) und Band XXIV S. 551 ff. (1828).

Kurz zusammengefasst ist das Resultat dieser Mittheilungen Folgendes:

1. Bei dem Dorfe Andel im Kreise Berncastel, eine Viertelstunde von diesem Kreisorte des Regierungsbezirks Trier, mündet ein Bach, Goldbach genannt, in die Mosel, dessen Goldführung notorisch in der dortigen Gegend ist. Das Gold wird darin, besonders nach

hier kommt es lediglich auf die Spuren alten Gewerbebetriebes an. Ein solcher wird nun ausdrücklich zu Hermeskeil, in der Umgegend

grosser Ueberschwemmung, nicht als feiner Sand oder Staub, sondern in grössern Geschieben gefunden. Der vormalige Landesherr Carl Theodor, Churfürst von der Pfalz, hat hier bergmännische und Waschversuche im Jahre 1776 anstellen lassen, darüber sind Akten vorhanden, sie schliessen aber ab, ehe sie die Resultate enthalten. Nachrichten von Goldfunden in diesem Bache sind aber sehr vielfach vorhanden, auch besagen die Akten, dass Carl Theodor damals gediegen Gold in einem Werth von 50 Gulden bei den angestellten Versuchen erhalten habe. Ich habe selbst einige Stücke des Goldes aus dem Goldbache in den Händen gehabt, die sich unverkennbar als natürliche Gold-Pepiten [1]) erkennen lassen. Eines dieser Stücke ist ziemlich flach, offenbar eine Geschiebe, höchstens zwei Linien dick, vier Linien breit und lang, mit unregelmässigen Vertiefungen, und scheint von einem plattenförmigen Vorkommen abzustammen. Es wiegt 29 Gram. Andere kleinere Stücke sind mehr rundlich. Durch Tradition sind aber ziemlich viele Goldstücke aus dem Goldbache bekannt, selbst ein Stück von sechs Dukaten Werth. Das Gold wurde jedesmal nach grossen Gewässern in den Ritzen der Felsen, welche den Bach quer durchschneiden, aufgefunden. Waschversuche mit dem Sande des Baches, welche ich selbst angestellt habe, und die auch später in umfassender Weise ausgeführt worden sind, haben zu keinem Resultat geführt. Das Gold scheint hier niemals als feiner Sand oder Staub vorzukommen, und dürfte bei Wasserfluthen von seiner unbekannten ursprünglichen Lagerstätte losgerissen und in den Bach geführt werden. Geognostische Untersuchungen in dem Bachbette und seiner Umgegend haben ebenfalls nicht zur Entdeckung einer ursprünglichen Lagerstätte dieses Goldes geführt.

2. Der Fund einer grössern Goldpepite wurde im November 1827 von einem kleinen Knaben in dem Grossbache gemacht, welcher sich bei Enkirch, im Kreise Zell, Regierungsbezirk Coblenz, in die Mosel ergiesst. Es war ein Stück gediegen Gold von vier Loth Gewicht. Der Vater des Söhnchens erbot sich die Pepite für den eigentlichen Werth von $42^{1}/_{2}$ Thaler abzulassen, wenn es für eine Mineraliensammlung gewünscht würde. Es wurde für die Königl. Universitäts-Mineralien-Sammlung zu Berlin erworben. Ich habe es eine Zeit lang in Händen gehabt und genau untersucht. Es war einen Zoll acht Linien lang, neun Linien dick, im Aeussern geschiebeartig abgeschliffen, von einer unvollkommen knolligen Gestalt mit verschiedenen Vertiefungen und Löchern versehen, und hatte kleine eingewachsene Quarz-

1) Pepita heisst im Spanischen Korn oder Kern einer Frucht, auch Josephchen (weiblich). Ebenso nennt man in Mexico und anderwärts ein grösseres Goldgeschiebe. Diese Bezeichnung ist allgemein in die technische Sprache übergegangen.

von Saarbrücken, und besonders bei Wallerfangen bezeugt.[1]) In dem dortigen mit vielfachen Zeichen alten Baues ausgestatteten Kupferbergwerke, entdeckte man vor nicht vielen Jahren noch eine römische Inschrift.[2]) Wiederholt fand man grössere Mengen kupferner Streitäxte im Sande liegen[3]). Ebenso nicht fern von diesen, und in der Nähe des

---

bröckchen. Es ist ganz bestimmt kein Kunstproduct oder ein zufällig beim Schmelzen mit Quarzsand vermengter Goldklumpen. Ausser dem allgemeinen Habitus, welcher für ein natürliches, im Wasser abgerolltes Stück gediegen Gold spricht, ist auch noch anzuführen, dass die grössern Quarzeinmengungen ganz deutlich frisch waren, und weder gefrittet, noch von einer Feuereinwirkung rissig oder gebrochen erschienen.

3. Eine weitere Goldpepite von 2 Loth Gewicht wurde im Jahr 1828 in Güldenbach bei Stromberg, Kreis Kreuznach, Regierungsbezirk Coblenz, gefunden. Sie wurde gleich nach dem Funde in Mainz an einen Goldarbeiter verkauft, welcher sie eingeschmolzen hat. Ich habe sie nicht gesehen. Eine Notiz darüber findet sich in Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre. Band XV S. 484 ff, (1828). — Die beiden Namen der goldführenden Bäche bei Andel und Stromberg: Goldbach und Güldenbach, scheinen schon auf sehr alte Goldfunde in denselben hinzuweisen.

Nach diesen Mittheilungen ist anzunehmen, dass in dem Gebiet des Hunsrückens irgendwo ursprüngliche Goldlagerstätten existiren, aus welchen die aufgefundenen Goldpepiten herrühren, auch könnten in dieser Gegend Punkte vorhanden sein, wo die aus diesen Lagerstätten herrührenden angeschwemmten Goldgeschiebe in grösserm Reichthum zu finden wären. Diese Punkte, weder von der einen noch von der andern Art, sind leider noch nicht entdeckt. Die Möglichkeit ist aber nicht ganz abzuweisen, dass die Verfertiger der alten Goldschmucke, wenn dieselben wirklich in ihrer Fundgegend fabricirt sein sollten, solche natürliche Goldniederlagen in dem Hunsrücker Gebirge gekannt und zur Befriedigung ihres Luxus benutzt hätten. Es ist dies freilich eine gewagte Conjektur, auf welche ein grosser Werth nicht zu legen sein möchte; sie durfte aber bei einer Sache, welche noch auf vielem Problematischen basirt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

1) Mittheilungen des römisch-antiquarischen Vereins für die Städte Saarbrücken und St. Johann 1846 u. 52; I p. 90. II p. 99.

2) Jahresberichte d. Ges. für. nützl. Forschungen v. Jahre 1855 p. 53.

3) Schmitt, der Kreis Saarlouis. 1850 p. 87.

im Eingange erwähnten Grabes, eine grosse Anzahl Bronzeringe. Unter denselben war einer, welcher in seiner Herstellung noch unvollendet, gleich beim Funde die Vermuthung hervorrief, dass man sich — unweit des Kupferbergwerkes — am Orte einer alten Metallwerkstätte befinde. Doch höre man hierüber einen eberso urtheilsfähigen als zuverlässigen Augenzeugen. Herr Commerzienrath Boch-Buschmann in Mettlach, der unsrer Vereinssammlung eine Anzahl dieser Ringe zu überlassen die Gewogenheit hatte, begleitet dieselben mit folgender Bemerkung:

Bei der Anlage des Parkes des Herrn Ad. v. Galhau auf der Flur zwischen der Saar, der Bezirksstrasse, dem Dorfe Beaumarais und Wallerfangen wurde ein Teich in einer Tiefe von 5—6 Fuss ausgegraben. Unter der dünnen Ackerkrume lag mehrere Fuss hoch leichter Sand, darunter ein Lager kiesiger Boden, der mit Adern von Sand durchzogen war. In diesem Kiesboden in einer Tiefe von 4—5 Fuss fanden sich unregelmässig umhergestreut eine Menge Ringe von Erz, an Grösse, Form und Stärke sehr verschieden. Mir gab Herr v. Galhau 24 Stück und verschenkte viele an seine Bekannte, die Interesse daran fanden. — Manche wurden mit dem Boden ausgefahren und erst bei dem Auseinanderwerfen desselben gefunden, und da die ganze Fläche, die solche Ringe enthielt, nicht ausgegraben wurde, so lässt sich auch nicht mit annähernder Bestimmtheit angeben, in welcher Zahl dieselben daselbst vorfindlich waren. Die immerhin grosse Zahl der Ringe, und besonders der eine grosse Ring, an dem der Einguss des Metalls in die Form hängen geblieben und die Naht der Form, die natürlich aus zwei Hälften bestand, nicht verputzt worden ist, lässt vermuthen, dass sie in der Nähe fabrizirt wurden, und möglicher Weise aus dem oberhalb Wallerfangen in Limberg vorfindlichen Kupfer, welches in alten Zeiten aus den zahlreichen auffallend niedrigen Gallerien ausgebeutet worden.[1])

Wenn durch den Nachweis alten Bergbaues und metallischer Werkstätten, die Wahrscheinlichkeit einheimischer Production eines Theiles der Funde im Allgemeinen an Bestand gewinnt, so gewähren nun auch im Besonderen nach Formgebung wie Technik die Wallerfanger Ringe noch eine Verwandtschaft zu denen von Wald-Algesheim.

---

1) Jahresberichte der Ges. für nützl. Forschungen v. Jahre 1854 p. 27.



Bronzeringe von Wallerfangen.

Verschiedene der ersteren zeigen, wenn auch mit geringeren und anderen Verzierungen, in roher Nachahmung classischer Motive die gleichen auslaufenden Knäufe, wie der goldne Torques der ersten Tafel, und dieselben kleinen Metallpfannen mit Spuren der nämlichen Kittfolie, welche an den elliptischen Ringen der zweiten Tafel vermerkt wurden.[1]) Hoffentlich gewähren weitere Nachforschungen und Ausgrabungen, die unser Verein für den kommenden Sommer in Aussicht genommen, neuen Aufschluss darüber, wie weit meine vorgetragene Ansicht eines durch den etrurischen Import hervorgerufenen, nachahmenden einheimischen Gewerbebetriebes begründet erscheint.[2]) Principielle Bedenken wird sie kaum finden können.

Durch die in Folge meiner langdauernden Erkrankung entstandene Verzögerung der Herausgabe dieser Schrift bin ich in Stand gesetzt, den Vereinsgenossen die freudige Kunde zu geben, dass inzwischen unser hochverehrtes Mitglied, Freiherr Friedrich von Diergardt den Fund von Wald-Algesheim angekauft und für so lange der Vereinssammlung zur Aufbewahrung übergeben hat, bis ein Provinzialmuseum an ihre Stelle tritt. Gebührender, freudiger Dank sei dem hochherzigen Geber — unserm deutschen Peabody — im Namen des Vereines hiermit ausgesprochen.

---

1) Aehnliche Halsringe mit eingesetzten Thonperlen bei Lindenschmit B. I, H. VI, Taf. III.

2) Zur Freude gereicht es mir nachträglich zu ersehen, dass ein bewährter Forscher, K. Weinhold, die gleiche Ansicht hegt, a. a. O. I p. 200 II p. 180.

Bonn, Druck von Carl Georgi.

Fig 1

Fig 4

Fig. 5.

Fig 1a

Fig. 1b

Fig. 2.

Fig. 3a

Fig 3

Fig. 3b



Fig. 1. 2. 3. 8. 2/3 nat. Grösse

Grabfund von Wald Algesheim.

Fig. 1.

[1/2 nat. Grösse]

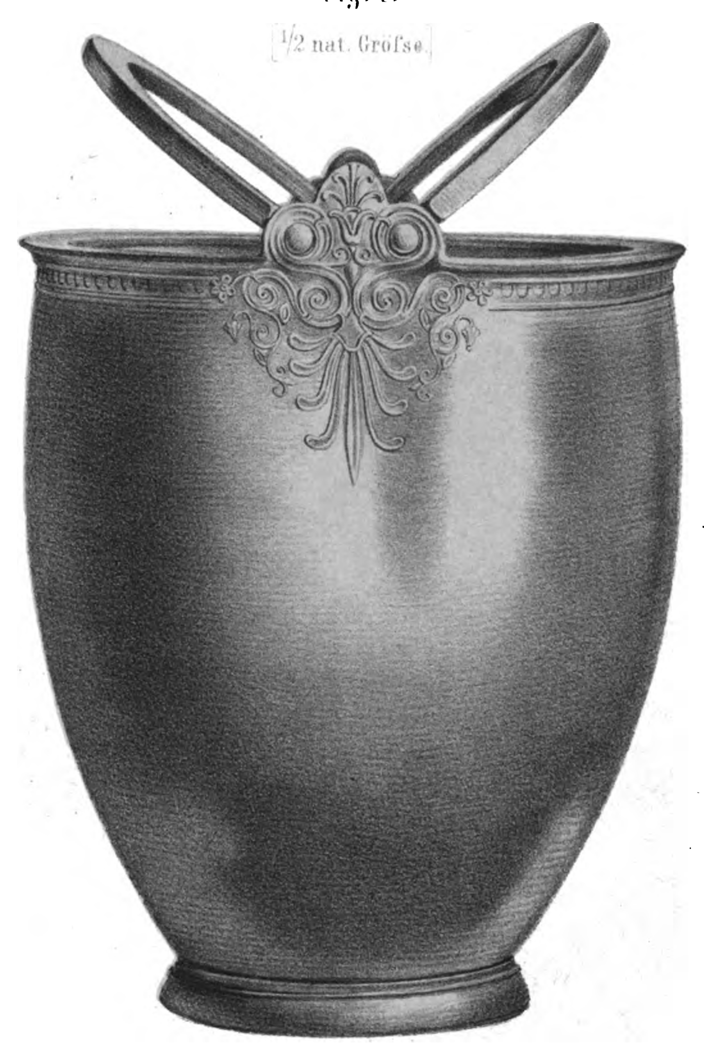
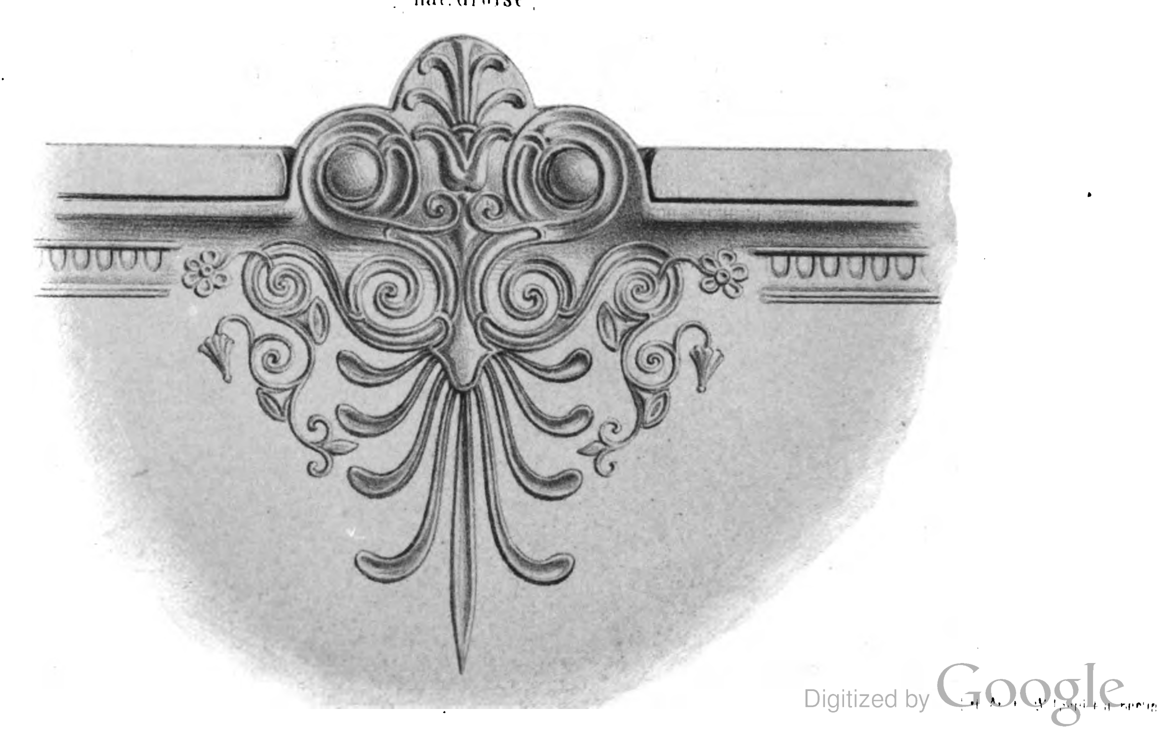


Fig. 1a

[nat. Grösse]



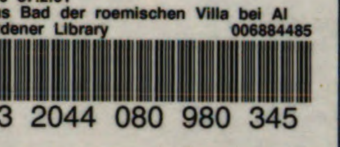
nat Gröfse



Fig. 1a nat Gröfse






s Bad der roemischen Villa bei Al
dener Library 006884485
3 2044 080 980 345